

1956

1159) *Das erste (engl.)*

~~Inc. 973~~

Inv. 89576.-

Leip. d. 4/16 Juni 1883

*Mainman Josephfater Strau
"Fizine"
der Manfuffa*

Sin Fürstenkind.

6238141

Roman

von

*(George Allan.)
Mite Kremnitz*

108268

BIBLIOTECA
J. AL. CANTACUZIN



Leipzig 1883

Berlag von Wilhelm Friedrich,
Königl. Hofbuchhändler.

1947

9953

Bibliot. Centr. Universitară	
B	S.H.
Cota	80 539
Inventar	C108 268

Re 244/02

Alle Rechte vorbehalten.

B.C.U. Bucuresti



C108268



I.

Der Verilianusche Palast in Bukarest liegt verlassen hinter der hohen, weißen Mauer. Durch eine halb aus den Angeln gefallene Eisengitterthür sieht der Vorübergehende den schlecht gepflasterten Hof und im Hintergrunde die endlose Fensterreihe mit den zerbrochenen Scheiben. Der Anwurf des Gebäudes ist theilweis herabgefallen, und dies trägt dazu bei, ihm aus der Ferne das Aussehen einer Ruine zu geben. Von dem höher gelegenen Metropolisberg aus aber glänzt das weiße Blechdach unverfehrt unter der lichten Sonne, und wer sich je die Mühe gegeben, die schwere Eisenthür geräuschvoll zu öffnen und an das Haus heranzutreten, der hat gesehen, daß ihm kein Steinchen fehlt. Aber der Frost und die heiße Sonne zerstören schnell und nur langsam lassen sich die Gesezze entwirren, welche entscheiden müssen, wem das Grundstück gehören soll. Ihrem eigenen Fleisch und Blut hat die letzte Besizerin es nicht vermacht; das ist ihr im Volksmunde verargt worden und darum heißt es, sie habe kein Herz gehabt

und sei mit Recht gezeichnet durch die Welt gegangen! Denn Lucie Berilianu, die letzte Besitzerin dieses stolzen Palastes, war gezeichnet, das heißt verwachsen.

Als Fürstin Kathinka, ihre Mutter, der man es anfangs verheimlicht hatte, sah, daß ihre Tochter schief gewachsen war, ließ sie ihren Priester kommen und trug ihm auf, alle außerordentlichen Gebete zu lesen. Darauf verschrieb sie einen Arzt aus Wien und verlangte, er sollte ihre Tochter gerade richten. Der Arzt meinte, es würde sich auswachsen, und für einige Zeit beruhigte sich die Fürstin. Als Lucie aber sieben Jahr alt geworden war, und die eine Schulter immer noch höher als die andere blieb, und der Kopf zwischen ihnen steckte, ging die Mutter mit ihr in's Ausland, nach Paris und London. Doch sie kehrte verzweifelt heim. Der Fall war hoffnungslos, und ihr blieb nur noch der Trost, der Metropolit würde es durchsetzen, daß Lucie als Nonne in ein Kloster aufgenommen würde. Der Metropolit konnte aber nicht gegen die heiligen, alten Vorschriften verstoßen, nach denen kein Mensch mit einem körperlichen Gebrechen die klösterlichen Gelübde ablegen darf. Allmählich begann die Fürstin ihre Tochter zu hassen; sie sah in ihr einen Makel, den sie durch ihr ganzes Leben tragen sollte. Ihre eigene blendende Schönheit und die tadellose Gestalt ihres Sohnes, der zwei Jahre jünger war als Lucie, konnten sie darüber nicht beruhigen. Sie hatte eine mißgestaltete Tochter zur Welt gebracht, sie, die Fürstin Berilianu, geborene Prinzess Canvala! Die Bäuerinnen auf ihren Gütern hatten ein Recht sie zu verhöhnen, wenn sie mit dem armen Tross neben sich in der achtpännigen Equipage durch's Dorf fuhr! Und was sollte aus dem Mädchen werden? Fürstin Kathinka kannte keine andere Bestimmung des Weibes

als zu glänzen und Huldigungen zu empfangen. Sie tröstete sich lange mit der Hoffnung, ihre Tochter würde jung sterben. Ihrem Beichtvater gestand sie es einmal vor Ostern, aber wäre sie ehrlich gewesen, hätte sie es ihm bei jeder Beichte gestehen müssen. Lucie jedoch wurde immer kräftiger und schöner. Die regelmäßigen Züge, die sie von der Mutter geerbt, waren durch einen leidensvollen Ausdruck verklärt. Dabei litt sie nicht viel, äußerlich wenigstens nicht; sie wurde freundlich behandelt; aber vielleicht hatte sie schon früh angefangen zu fühlen, welche Last sie ihrer Mutter war. Einmal hatte ein Bauernjunge im Dorf — denn Naturvölker sind grausam gegen körperliche Gebrechen — ihr nachgemacht, wie sie sich hielt, und wenn das Mädchen auch, zum Erstaunen der Erzieherin, nie ein Wort darüber verloren, war sie doch seitdem menschenscheuer geworden. Sie verbrachte ihre Freistunden am liebsten allein. Dabei hatte sie Kinder eigentlich gern und hing besonders an ihrem Bruder mit leidenschaftlicher Wärme. Dieser wurde aber verzogen, und nahm ihre Zuneigung wie ihm gebührend hin, ohne sie zu erwidern.

Die glücklichste Zeit für Lucie war der Winter, den sie in den Hinterzimmern des Stadtpalastes ziemlich vergessen mit ihrer Gouvernante zubachte; im Sommer, auf dem Lande, speiste sie mit den Eltern; oft waren Gäste anwesend, mit deren Kindern sie dann spielen mußte. Doch verreisten die Eltern in den warmen Monaten; meistens nahmen sie den Sohn mit, der im siebenten Jahre schon nach Paris kam, um dort erzogen zu werden. Lucie hatte ihre Eltern nie begleitet, sie wünschte es sich auch nicht, denn sie fürchtete sich davor, Tage lang im Reisewagen der Fürstin gegenüber zu sitzen! Die Mutter war ihr nämlich, sowohl der Inbegriff von

Schönheit und Hoheit, als auch der Inbegriff des zu Fürchten-
den; der Vater war ihr fremder, denn man sprach seltener
von ihm, und in direkte Beziehungen trat sie zu Beiden nicht.
Fürst Alexander Verilianu war auch im Herzen viel gleich-
gültiger gegen die Mißgestalt seiner Tochter als seine Frau.
Im Allgemeinen hatte er etwas türkische Anschauungen über
die Frauen, doch galten ihm Verilianus für Ausnahmen;
ihre Abstammung und ihr Vermögen stellten sie über ge-
wöhnliche Sterbliche. Warum sollte eine Verilianu nicht
verwachsen sein, wenn es ihr so paßte? Was ging das
die andern Menschen an? Daß es seiner Frau leid that,
bedauerte er, aber es bewies eben, daß selbst eine so vollendete
Frau sich nicht zu einer männlichen Auffassung der Dinge
aufschwingen konnte. Der Fürst streichelte Lucie's weiches
Haar, wenn er sie sah, fragte, ob sie fleißig lernte, wartete
aber ihre Antwort nicht ab und bemerkte nie, wie roth das
Kind wurde, wenn man sich auch nur so viel mit ihm be-
schäftigte.

Fürst Alexander glaubte immer mit Arbeit überhäuft
zu sein, dabei hatte er jede Thätigkeit ungern, selbst die
Jagden, die er hin und wieder abzuhalten für nöthig be-
fand. Er hätte eigentlich am Liebsten stets auf Reisen ge-
lebt, um den vielen Verpflichtungen aus dem Wege zu gehen,
die sein Name ihm auferlegte im eigenen Lande, das sein
Vater einmal drei Jahre lang beherrscht hatte, — welchem
Umstande er den Fürstentitel verdankte. Aber das Reisen
bot wieder andere Lästigkeiten, und in Paris, wo er sonst
gern geblieben wäre, fand er zu viele Landsleute, die ihm
fast noch mehr gesellige Pflichten aufzuzwangen, als er in
Bukarest zu erfüllen hatte. So wechselte er also ab: bald
reiste er, bald residirte er zu Hause, und war noch nicht

mit sich einig geworden, was weniger unbequem wäre, als er an einer Lungenentzündung starb.

Lucie zählte damals 15 Jahre; sie hatte vorher Niemand verloren, aber oft ein unheimliches Grauen vor dem Tode gehabt. Wie wunderte sie sich, bei der Nachricht, daß der Vater in Paris gestorben wäre, nichts anderes zu empfinden, als einen großen Schreck! Sie empörte sich vollständig gegen sich selbst, weil sie nicht mehr darunter litt, und fing an, über ihre eigenen inneren Anlagen nachzudenken. Ihr körperliches Gebrechen hatte ihr bisher nur eine große Scheu gegeben, jetzt erschien es ihr wie der Beweis eines geistigen Mangels. Sie war nämlich frühreif und hatte einen scharfen Verstand, dem die pedantische Schulung ihrer Gouvernante keinen Abbruch gethan, den aber alles in der selbstquälerischen Richtung bestärkt hatte. Lucie war eine gute Schülerin und ihre schweizerische Erzieherin, Fräulein Mager, immer sehr zufrieden mit ihr. Fräulein Mager verlangte nur, daß Lucie ihr System befolgte; sie war zu sehr von ihrem eigenen Wissen durchdrungen, das sie nie zur Geltung hatte bringen können, um ihres Zögling's Gefühle der Beachtung werth zu halten. So blieben sie sich vollkommen fremd, diese beiden Menschen, die schon fünf Jahre lang neben einander lebten. Fräulein Mager betrachtete den Aufenthalt in der fürstlichen Familie als eine Verbannung, in der sie ausharrte, um ein kleines Vermögen zu sammeln, mit dem sie nach der Schweiz zurückkehren und dort eine Schule gründen wollte. Lucie hielt Fräulein Mager für eine Gouvernante, wie sie deren von Kindheit an gehabt, für einen Menschen, welchen unregelmäßige Verben interessirten und geographische Längen und Breiten, der immer im richtigen Augenblick über eine Fülle von Redens-

17

arten verfügte, aber im Herzen sie und ihre Familie verachtete. Fräulein Mager hatte hin und wieder Aeußerungen gethan, welche das mißtrauische Kind wohl verstanden, in dem Sinne, daß die Rumänen eine Art Zigeuner seien, daß der Fürstentitel der Berilianus nicht mehr bedeutete als eine Khanschaft in Mittelasien — und Lucie hatte das Alles geglaubt! Sie fühlte sich persönlich eine Ausgestoßene, sie fühlte, daß ihre Nation es in den Augen vieler Andern war, und sie blickte mit Achtung und Scheu zu diesen „Anderen“ auf. Ein gänzlicher Mangel an Selbstvertrauen war der Grundzug ihrer Natur, und diesen bildeten die Umstände des Lebens immer mehr aus; zu ihm gesellte sich allmählich die Ueberzeugung, welche ihren einsamen Grübeleien entsprang, daß sie ein Wesen ohne Gefühle wäre. Dabei hatte sie eine hohe Vorstellung von dem, was ein Mensch mit warmen Gefühlen, wie ihre Mutter zum Beispiel, sein mußte. Fürstin Kathinka weinte nämlich viel, wie sie als Wittve heimgekehrt war, verweigerte Anfangs sogar ihre Tochter zu sehen und schloß sich ganz von der Welt ab. Lucie hörte immer nur, man befürchte, es könnte ihr den Verstand kosten. Die Tochter lebte in alter Weise fort: täglich kamen die verschiedenen Professoren und unterrichteten sie in den Zweigen des Wissens, welche die Erzieherin für nöthig befunden hatte weiter auszubilden; täglich zu derselben Stunde fuhr der Wagen vor, der sie mit Fräulein Mager auf die „Chaussée“ brachte und wieder abholte. Seit Jahren war das Leben so gleichmäßig verstrichen, würde es immer so bleiben?

II.

Wann Fürstin Kathinka zum ersten Mal gesehen, daß ihre Tochter schön geworden, hätte sie wohl selbst nicht sagen können. Als sie es aber bemerkte, berührte es sie doppelt: in angenehmer Weise, weil sie nun dem Gedanken näher treten konnte, sie in die Welt zu führen, in unangenehmer, weil sie es ihr nicht gönnte. Fürstin Kathinka war keine so selbstsüchtige Frau, daß es ihr nicht Freude gemacht haben würde, eine schöne Tochter in das Leben einzuführen, diese schöne Tochter war aber daneben verwachsen! Da dies der Fall, hatte sie eine Art persönlicher Feindschaft gegen das Mädchen, das ihr diese Kränkung zugefügt, und gönnte ihr nicht das, was sie für das höchste Glück der Frau hielt, Schönheit. Gesehen hatte sie es nun aber, hatte sogar einmal den verklärenden Glanz bewundert, der auf Lucie's Gesicht bei leisem Erröthen lag, — nachher hatte sie im Spiegel zugeschaut, ob das Mädchen dies von ihr geerbt, und nun wollte sie die Tochter in die Welt führen. Da zwei Jahre seit dem Tode ihres Mannes vergangen, hinderte sie keine Rücksicht, und eines schönen Tages erfuhr Lucie, daß sie in der nächsten Woche auf einem großen Balle an der Seite der Mutter erscheinen sollte.

„Ich kann nicht, Mama, ich kann nicht!“ entgegnete das Mädchen in einer rührenden Art Hülflosigkeit.

„Warum kannst Du nicht?“ fragte die Fürstin, von der großen Sticerei aufstehend, an der sie seit Jahr und Tag im Rahmen arbeitete.

„Du weißt es ja;“ sagte Lucie, immer verlegener werdend. „Wie soll ich mich unter Menschen zeigen in solchem Kleide!“ — Dabei wies sie auf die Modelle, welche auf einem Seitentische lagen.

„Lucie“, erwiderte die Fürstin gereizt, „es giebt Dinge, über die ich nicht zu sprechen wünsche! Du wirst thun, was ich Dir sage!“ Das Mädchen schwieg, auch zu ihrer Erzieherin äußerte sie kein Wort; aber im Herzen schien es ihr unmöglich, daß die Mutter sie solcher Demüthigung aussetzen wollte! Sie sollte ihre unglückliche Gestalt in einem Ballkleide zeigen und tanzen?

Am folgenden Tage, als sie zur gewohnten Stunde in das Zimmer der Mutter trat, begann sie schon mit einem Vorgefühl der Ungnade, welcher sie sich aussetzte:

„Mama, ich habe nie Tanzunterricht gehabt!“

„Das ist höchst unangenehm; ich hatte mehr Vertrauen in Deine Erzieherin gesetzt! Was ist ein Mädchen, das nicht tanzen gelernt! Übrigens kannst Du das Versäumte nachholen; ich werde Sorge dafür tragen.“

Lucie verstummte, und am Tage darauf wurde sie in den Saal befohlen, wo der kleine, ältliche Franzose mit seiner Geige auf sie wartete, um ihr Tanzunterricht zu ertheilen. Sie glaubte, er würde über ihre Ungeschicklichkeit lachen, er that es aber nicht; die Fürstin war auch zugegen. In ihren hermelinartigen Pelz gehüllt, saß sie vor einem Ramin, denn es war bitter kalt in dem kaum geheizten, großen Raum. Lucie lernte die ersten Schritte, als sie sich einmal unvermuthet in einem der langen Spiegel sah und erschrak. Sie erschien sich wie ein Polischinell in der Fastnachtmaskerade. Wie würde sie erst in Balltoilette

aussehen, wenn, anstatt der kleinen Carrikatur eines Tanzmeisters, ihr gegenüber festlich geschmückte Menschen ständen! Sie blickte auf ihre Mutter. Doch Fürstin Kathinka schien nichts zu sehen. Manchmal klopfte sie mit dem schönen Fuß etwas ungeduldig den Takt, dann schlug sie das eine Bein nachlässig über das andere, als wäre sie allein: ob dieser Mensch und ihre Tochter die zierlichen Spizen ihrer Unterkleider sahen, hatte gar keine Bedeutung für sie. Lucie fühlte die Nichtachtung, die in dieser einen Bewegung lag, und plötzlich hatte sie eine Art Mitleid mit dem kleinen Tanzmeister.

„Ich bin gewiß eine ungelenke Schülerin,“ sagte sie halblaut. Die Fürstin wandte sich um, als sie ihre Stimme hörte. „O nein,“ entgegnete er gleichmüthig, — er hatte den freundlichen Ton ebenso wenig bemerkt wie die Gesinnungen der Fürstin, und Lucie empfand darüber etwas wie Enttäuschung.

„Morgen um dieselbe Zeit, Herr Jean!“ Damit schloß die Fürstin die erste Stunde. So ging es die nächsten acht Tage fort. Der Saal war immer gleich kalt, — das Kaminfeuer wärmte nur die Füße der Fürstin — der Tanzmeister immer gleich interessellos, nur Lucie mit jedem Tage mehr gedemüthigt. Sie fühlte sich immer ungeschickter, mit Unrecht, und der Saal erschien ihr größer und sie erdrückend. Er war auch sehr groß und besonders sehr hoch, mit einer Gallerie für die Musik und schweren rothen Gehängen. Dazu überall vergoldete Figuren und Leisten, alle Stühle mit dem fürstlichen Wappen geziert, die überladen goldglänzenden Kronleuchter in Form von Fürstenkronen, und unter ihnen die kleine verwachsene Gestalt!

Lucie hatte den Ballabend herannahen sehen, ohne

noch einen Versuch zu machen, ihrer Mutter Herz zu rühren; sie besaß einen feinen Instinkt, wenn auch gar keine Menschenkenntniß, und wußte, daß es umsonst sein würde. Sie hatte selbstständig einige Aenderungen an ihrer Toilette machen lassen. Konnte sie die Schultern auch nicht bedecken, so waren sie doch durch Schleifen und Blumen so zu verhüllen, daß sie ihre eigene Nacktheit weniger sah. Auch den Coiffeur hatte sie zurückgeschickt und sich die Zöpfe wie immer im Nacken aufstecken lassen. Ihr Kopf war klein, wie ihr Gesicht, und die in der Mitte gescheitelten, glatt herunter gekämmten Haare bildeten in ihrer Anspruchslosigkeit den einzigen Protest, den sie in der Hand hatte, gegen die ihr aufgedrungene, auffallende Eleganz und Pracht. Darum fürchtete Lucie, falls sie sich frühzeitig genug blicken ließ, könnte sie noch gezwungen werden, ihre Haartracht zu ändern. Einmal, zweimal wurde nach ihr geschickt, sie regte sich nicht, sondern sah nur hin und wieder in den Spiegel, als wollte sie sich selbst an ihre Erscheinung gewöhnen; sie spähte nach irgend einer Linie, die nicht ungraziös wäre, bis sie heftig zu weinen anfing. Sie war allein im Zimmer und brauchte ihre Thränen nicht zurückzuhalten. War es nicht zu grausam, sie so bloßzustellen? Wodurch hatte sie das verdient? War es nicht Strafe genug, daß sie unter ihrer Mißgestalt litt, mußte sie sich auch noch lächerlich machen? Es klopfte zum dritten Mal! Ihr wurde gemeldet, die Wagen führen schon vor! Sie zuckte zusammen: nun mußte sie in einen Kreis eintreten, vorher hätte sie die kommenden Gäste einzeln bewillkommen können. Doch mit jedem Augenblick, den sie zögerte, mehrten sich die Blicke, die sie empfangen würden; darum trocknete sie schnell die Augen, ließ sich von Fräulein Mager einhüllen und ging durch

die langen Korridore und über den großen Treppensflur in die Gesellschaftsräume.

Es war wunderschön in den Gemächern des Palastes, wenn sie erhellte waren. Lucie vergaß sich einen Augenblick in dem Vergnügen, das sie empfand; sie war noch nie bei festlichen Gelegenheiten in diese Räume gekommen. Der große Saal war leer, auch der anstoßende, im türkischen Zimmer standen schon einige Herren, und in dem kleinen japanesischen Salon, neben dem blauen Boudoir, empfing die Fürstin Kathinka. Lucie bewunderte ihre Mutter. Sie trug ein hellgraues Kleid, welches die Deutung von Halbtrauer gerade zuließ aber nicht aufdrängte, ihr reicher Perlenschmuck konnte auf Thränen hinweisen, und das blonde, gepuderte Haar war aschfarben. Die Fürstin sah sehr schön aus, und Lucie fühlte, daß sie es wußte, und ganz merkwürdige Gedanken zogen durch des Kindes Kopf. — Sie hatte vergebens gehofft, unbemerkt zu bleiben oder sich etwas im Hintergrunde halten zu können: „Lucie,“ ertönte die silberne Stimme der Mutter und dann eine endlose Reihe von Vorstellungen, bald „meine Tochter,“ bald unbekannte Namen und „Fräulein Verilianu“. Dazwischen traten Bekannte an sie heran, denen sie die Hand reichte, Verwandte, die sie küßten, — es waren sehr viele Menschen dort, und Lucie sah bald Keinen mehr und hatte sich vollkommen vergessen. Sie athmete erleichtert auf, weil sie so verschwinden konnte in der großen Menge. Da ertönte die Musik und die Paare schickten sich zum Tanze an. Ein Officier stand vor ihr und bat um die Ehre sie in den Saal zu führen. Lucie sagte nicht ja, nicht nein, sondern nahm seinen Arm an, während ihr langsam alles Blut aus dem Gesicht wich. Er war sehr groß, sie klein und ungestalten, wie sollte sie mit ihm

tanzen! Aber die Mutter stand in der Nähe, ihre Augen begegneten sich, sie sagte kein Wort, aber ihr war, als müßte sie vor Scham versinken. „Sie haben den schönsten Saal in ganz Bukarest,“ begann der hübsche Officier, als er einmal die Hälfte des Saales mit ihr durchmessen; er sah ein, daß er nicht mit ihr tanzen könnte. „Fürst Masu's ist nur halb so groß!“

Lucie erwiderte, sie konnte noch keinen andern als den eigenen, und das Gespräch stockte.

„Das Wetter war diesen Herbst recht ungünstig zur Jagd“, begann er von Neuem. Sie meinte, es hätte wohl zu viel geregnet? „Ja,“ entgegnete er, „mehr noch als im vorigen Jahr!“

Dann näherte sich ihr ein anderer Herr, der auch eine halbe Tour mit ihr tanzte. Sie zitterte so, daß sie abbrach und sagte, sie wäre nicht im Takt.

„Es sieht heute Abend nach Schnee aus,“ begann dieser Herr, „fahren Sie noch immer gern Schlitten?“

„Ja, sehr gern,“ antwortete Lucie zerstreut; sie sah sich scheu nach der Mutter um, und da dieselbe nicht in der Nähe war, wandte sie ihrem Tänzer schnell wieder den Kopf zu und sagte halb flüsternd: „Bitte, tanzen Sie doch nicht mit mir, es kann Ihnen ja keine Freude machen!“

„Warum nicht?“ wollte er aus Höflichkeit erwidern, aber er fühlte, daß die größte Höflichkeit wäre, nichts zu sagen.

„Ich bin für so etwas nicht gemacht“, fuhr sie fort, nachdem sie sich noch einmal verstohlen umgeschaut, dann blieben ihre ernstesten, schönen Augen auf ihm haften. Die Musik war laut, und Lucie hatte Platz genommen, doch war es eine peinliche Pause, die nach ihren Worten entstand.

Lucie bat ihren Herren sich auch zu setzen. Sie wußte nicht, wie er hieß, so viele Namen waren in der letzten Stunde an ihr Ohr geklungen, aber Eins wußte sie, daß er Vertrauen erweckend aussah. Er bewunderte die klassischen Züge ihres Gesichtes und die Schnelligkeit, mit der sie die Farben wechselte.

„Das hätte ich doch nie gedacht, daß Sie mich wiedererkennen würden“, sagte er dann. Sie sah ihn an. „Ich habe Sie nicht wiedererkannt, ich weiß nicht, wer Sie sind!“ Darauf lächelten Beide.

„So werde ich es Ihnen auch nicht sagen,“ entgegnete er, aber doch mit einem Schatten von Enttäuschung. Lucie fühlte es und wollte ihm irgend etwas Freundliches erwidern, aber sie fand nichts, denn sie war des Verkehrs zu ungewohnt.

„Wie schön die Fürstin heute Abend ist,“ begann er von Neuem, nachdem er sich im Saal umgeschaut, „Sie müssen stolz auf solche Mutter sein!“

„Ist ihre Mutter auch hier?“ fragte sie, anstatt ihm zu antworten.

„Nein, warum?“ sagte er überrascht.

„Ich wollte sie gern kennen lernen,“ erwiderte Lucie.

Er erinnerte sich, daß sie ihn nicht kannte und entgegnete:

„Sie hat seit vielen Jahren keinen Menschen gesehen, außer ihren Arzt und ihren Priester; — sie ist irrsinnig!“

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie“, fiel ihm Lucie in die Rede ein, und ihr stiegen die Thränen in die Augen, „Sie sind Jean Grivescu, und Sie wollten Medizin studiren, um Ihre Mutter zu heilen! Jetzt erkenne ich Sie auch, Sie waren vor einigen Jahren in Verinessi und fuhren

mich im Schlitten ein paar Mal die Anhöhe hinunter! O, wie lange ist das her!“

„Es muß vor sechs Jahren gewesen sein, ich ging damals nach Paris.“

„Und haben Sie Medizin studirt? Werden Sie sie heilen können?“

„Nein, ach nein“, entgegnete er, das Thema abbrechend, „ihr ist nicht zu helfen! Aber Fürstin Kathinka sucht Sie augenscheinlich!“

„Bitte, verlassen sie mich nicht,“ sagte Lucie schnell und ängstlich, „sonst muß ich wieder tanzen!“

Er warf einen mitleidigen Blick auf sie, als er ihr eine Verbeugung machte, denn die Fürstin trat schon an ihre Tochter heran und sagte:

„Dein Better Grégoire Canvala wünscht die Bekanntschaft mit Dir zu erneuen; er war seit zehn Jahren nicht zu Hause.“

Lucie war aufgestanden, als ihre Mutter sich ihr genähert, und reichte diesem, einem ihrer unzähligen Vettern die Hand. Er bot ihr seinen Arm, und die Qual begann für sie auf's Neue. Aber sie wurde nicht so groß wie sie gefürchtet; Grégoire war von kleiner Statur, der beste Tänzer der Stadt, dem es ziemlich gleichgültig blieb, mit wem er tanzte. Lucie aber ertrug die Bewegung nicht lange, sie war sehr kurzathmig und hat ihn leise, er mochte anhalten. Zuerst verstand er sie nicht, endlich führte er sie zu einem Lehnstuhl in den nächsten Saal. Darauf sah er sie zum ersten Mal ordentlich an, indem er mit etwas schnarrender Stimme sagte:

„Wir haben uns lange nicht gesehen, liebe Cousine!“

„Wo waren sie die lange Zeit über?“

„In Paris, kann nirgends anders leben als in Paris, finde aber, daß unsere Gesellschaft sich auch sehr verbessert, viele schöne Frauen, vornehmer Ton, Cousine Kathinka aber immer noch die schönste.“

Lucie wußte nichts zu erwidern.

„Sie hätten sie vor zehn Jahren sehen sollen, Cousine, ein wunderbares Weib“, fuhr er fort.

„Vor zehn Jahren?“ sagte Lucie erstaunt. „Da waren Sie doch noch auf der Schule!“

„Das macht nichts, für schöne Frauen habe ich früh Verständniß gehabt!“

Sie schwieg, ihr war das Thema peinlich, während er entschieden erwartet hatte, sie würde lachen. Lucie fand ihren Better recht hübsch; er hatte große, schwarze Augen, Vollbart und krauses Haar; ein schöner Zigeuner, hätte man gesagt, wäre er nicht ein Canvala gewesen. Schlecht stand ihm und seiner kleinen Figur nur die blasirte Miene, die er zur Schau trug. Er sah, während Lucie ihn so beobachtete, durch die offene Thür in den Ballsaal und dachte nach, wodurch er wohl am meisten Aufsehen erregen könnte! Wenn er die schwarze Nina zu erobern suchte? Sie sah recht vornehm aus, aber nichts gegen Kathinka! Nein, er mußte der Fürstin Kathinka den Hof machen! Das Erstaunen und der Neid, wenn er dem Jonny seinen Erfolg mittheilte! Sechs Wochen lang würde Keiner von etwas anderem im ganzen Lande reden. Wenn sie zögerte, würde er seine Lady, den neu erstandenen Kappen, vor ihren Augen niederschließen. Er hatte neulich gehört, solch ein Opfer wirkte unwiderstehlich.

„Grégoire studirt jetzt das orthopädische Fach!“ sagte

einer seiner Freunde, welche im türkischen Zimmer in ungenirten Lagen plauderten.

„Er wäre ein reizender Junge, wenn er nicht gar so dumm wäre,“ entgegnete ein Anderer.

„Ohnedem hätte er nicht so viel Erfolge. Uebrigens ist das keine schlechte Berechnung, die Kleine hat eine Million und dies Palais vom Vater; sie ist gewiß leicht zu behandeln, man läßt sie immer zu Haus!“

„Na, Bucklige sind meist boshast, und wenn er's am wenigsten denkt, läßt sie sich scheiden, und er sitzt auf der Straße.“

„Er kann sie ja beerben, wenn sie beim ersten Kinde stirbt; verwachsene Frauen gehen dabei sehr leicht drauf, neulich erst Marie Olteanu.“

„Noch häufiger aber bleiben sie kinderlos. Grégoire scheint mir jedoch viel zu eitel, um sie zu nehmen!“

„Canvalas sind aber ganz ruinirt!“

„Der Alte wird schon wieder in der letzten Stunde irgend etwas erben.“

„Das ist ein Wurm, der Alte! Mich wundert immer, daß Grégoire bei solch einem Vater so gutmüthig werden konnte.“

„Vielleicht ist's nicht sein Vater,“ schlug ein Dritter vor und gähnte. „Es ist doch nichts so anstrengend wie Musik hören.“

Grégoire Canvala befand sich unterdeß in einer peinlichen Lage: er durfte nicht aufstehen und seine Cousine allein lassen, aber er langweilte sich und wußte kaum etwas zu sagen.

„Sie haben ganz die Canvalaschen Augen,“ meinte er und strich seinen schönen Bart, „wir waren immer berühmt für den Artikel.“

Lucie erröthete, als sie ihm erwiderte: „Sie können

allerdings von Augen reden, Sie erinnern mich an das Märchen mit den Augen wie Theetassen!"

Grégoire fand das recht nett gesagt, besser als er ihr zugetraut, und entgegnete: „Ja, es hat mich manchmal fast gestört, daß ich dadurch stets auffiel!“

Jean Grivescu trat in diesem Augenblick an die Beiden heran. Er hatte das kurze Gespräch über Lucie im türkischen Zimmer gehört, und ihm war das flüchtige Bedauern für sie zu einem herzlichen Mitleid angewachsen. Grégoire trippelte davon, als Grivescu Lucie zu einem Tanz aufforderte.

„War es Ihnen recht, daß ich Sie von dem Herrn befreite?“ fragte er sie.

„Von meinem Vetter? Ich glaube, er tanzt lieber, als daß er redet; aber er scheint recht angenehm.“

Jean entgegnete nichts. Er fühlte plötzlich, daß sie ihm wildfremd wäre, er wußte gar nicht, woher er vorhin so viel Sympathie für sie empfunden. Vermuthlich wußte sie um den Handel, von dem er eben gehört hatte, vielleicht schätzte sie sich glücklich, daß ihr ein für seine Abenteuer berühmter Mann zum Gatten bestimmt worden, — sicher verlangte sie nicht mehr vom Leben, als er ihr geben konnte. Lucie war bleich geworden, mit dem ihr eigenen feinen Instinkt errieth sie etwas sie nicht Ahtendes in seinen Gedanken. Sie bewegte ihre Finger ein wenig nervös, als sie leise sagte: „Warum denken Sie etwas Unfreundliches über mich?“ dabei sah sie ihn scheu an, „Sie schienen vorhin so freundschaftlich?“

„Ich hatte aber kein Recht dazu,“ entgegnete er, „Sie würden sich wohl herzlich über meine Freundschaft moquieren.“

„Sie müssen mir äußern, was Sie dachten! Ich bin ja nicht ein Mädchen, dem man nur Schönes sagt!“



„Wie können Sie plötzlich so bitter werden, da haben Sie eine große Falte zwischen den Augen, wie eine alte Frau!“

Sie sah ihn wieder scheu an, sie verstand keinen Scherz, „Ich möchte nicht alt sein und sterben! Ist es Ihnen auch manchmal schwer, daß Sie sterben müssen?“

„Nein,“ meinte er, „durchaus nicht! Aber haben Sie den englischen Schauspieler mit dem unaussprechlichen Namen, der im vorigen Jahre hier Gastrollen gab, auf der Bühne sterben sehen? Der verstand es!“

Lucie schwieg verblüfft, dann sagte sie: „Was mir unausstehlich an Männern ist, das ist das plötzliche Abspringen von einem Thema auf das andere!“

Sean wollte entgegnen, daß das mehr Frauensache sei, aber ihr Gespräch wurde unterbrochen, und er hatte später keine Gelegenheit sich ihr zu nähern.

„Sie ist originell, hat einen schönen Kopf und scheint auch gut,“ sagte er sich, „aber an Frauen ist zu viel Schein, besonders an Mädchen,“ und wie ihm diese pessimistische Ansicht durch den Kopf ging, sah er nach der Uhr, um zu bestimmen, ob er seinen Freund Alexander Vesbo noch aufsuchen sollte; er pflegte nach jeder Gesellschaft mit ihm zu plaudern. Es war aber drei Uhr Morgens, und so fuhr er direkt nach Hause.

III.

Als Lucie am Morgen nach ihrem ersten Balle aufwachte, war sie weit glücklicher als am Tage vorher. So viele Leute waren freundlich zu ihr gewesen, Keiner schien

irgend einen Unterschied zwischen ihr und einem anderen Mädchen zu machen! War man auch nicht ihretwegen liebenswürdig, sondern aus Rücksicht für die Mutter, und weil man gewohnt war, stets freundlich zu sein, so war es doch sehr wohlthuend.

Fürstin Kathinka hatte auch mehrere Entdeckungen gemacht bei dem ersten Valle, den sie als Wittve gegeben, und der Beschluß, welchen sie in Folge derselben gefaßt, war: ihre Tochter möglichst bald zu verheirathen. Sie hatte gesehen, — sie hätte es sich ja vorher denken können, aber, zufälliger Weise, hatte sie es nicht gethan — daß Lucie trotz ihres Gebrechens eine Fülle von Bewerbern haben würde, und daß sie gut thäte, wollte sie ihrer Tochter Vermögen ihrer eigenen Familie sichern, sie bald zu verheirathen, damit sie selbst sich nicht durch auszutheilende Körbe unnöthige Schwierigkeiten auslode. Ein halbes Duzend Väter hatten für ihre Söhne schon ein geneigtes Ohr zu finden gehofft; ihre Tochter könnte aber am Besten dazu dienen, den bedenklichen Zustand der Canvasaschen Besitzthümer wieder zu verbessern. Fiele Lucie einmal dem Einfluß ihrer Tante Marie, der Schwester ihres Vaters anheim, so konnte man nicht wissen, was geschah.

Die Fürstin hatte gegen wenig Menschen Antipathie, sie war ihr Leben lang zu kühl gewesen und hatte die Frauen auch nie zu fürchten gebraucht! Aber die Schwester ihres Mannes, Marie Livescu, hatte sie schon, bevor sie ihre Schwägerin wurde, gehaßt. Frau Livescu, welche man aus Höflichkeit noch meistens mit „Prinzeß“ anredete, war jetzt eine kinderlose Wittve, die in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebte, da ihr Mann erst ihr ganzes Vermögen durchgebracht und sich dann von ihr hatte scheiden lassen. So-

wie nun Marie von einem Aufenthalt im Ausland zurückkehrte, würde sie sich angelegentlich um Lucie bemühen und Alles daran setzen, daß ihre Nichte unverheirathet bliebe, — aus reinem Eigennutz. Und dazu würde Lucie leicht zu bestimmen sein!

„Ja wohl! das könnte Madame Marie freuen,“ sagte die Fürstin halblaut vor sich hin, „hier einzuziehen, wenn meine Tochter einmal mündig ist, sich so vorzudrängen, daß sie selbst die Herrin würde!“ Dabei sah sich Kathinka in den schönen Zimmern um.

Der Palast mit der ganzen Einrichtung gehörte Lucie, dem Sohne würde der große Landbesitz zufallen, Fürstin Kathinka hatte außer ihrem eigenen Vermögen nur die Revenüen eines Gutes und das kleine Palais in Paris. Sie besaß immer noch weit mehr als sie brauchte, und sie machte sich nichts aus überflüssigem Reichthum, aber daß Marie ihn genösse, wollte sie durchaus nicht. Dagegen hatte Kathinka ihren Vetter Demeter Canvala, Grégoire's Vater, immer gern gehabt; er galt für den leidenschaftlichsten Kartenspieler und verdiente seinen schlechten Ruf, doch er war einmal sehr in sie verliebt gewesen und wußte sie stets zu belustigen. Diese Gründe reichten aus, sie zu bestimmen, ihm auch einmal eine Annehmlichkeit zu erweisen. Sie schrieb ihm darum und trug ihm für Grégoire ihrer Tochter Hand an.

Demeter Canvala, zu dem die Kellner „Fürst“ sagten, wenn sie ihn Morgens betrunken nach Hause brachten, welcher seine Frau mißhandelte, ehe sie die Vorsicht beging, zu sterben, war fraglos ein intelligenter Mann. Er war häßlich, groß und breit, mit rohen Gesichtszügen, gefürchtet von seinen Dienern, der härteste Herr seiner Bauern, aber ein Abgott der Frauen. Es hieß, er sei der beste Jurist

des Landes, und er arbeitete mehr als Andere, stand er einmal einem Gericht oder Ministerium vor; das Kartenspiel kultivirte er aber mehr als jede Arbeit. Man sagte ihm nach, er habe Testamente gefälscht und Erbschleicherei getrieben, — bewiesen hatte ihm aber nie etwas werden können. Sicher war nur, daß er jedes Mal etwas erbte, wenn seine Schulden so angewachsen, daß seine letztes Gut Florcu verkauft werden sollte. Demeter Canvala befand sich gerade in der kritischsten Lage seines Lebens, als Fürstin Kathinka's Billet ihn traf, denn die letzte Erbschaft war aufgezehrt und auch sein Sohn, der von der Mutter etwas Vermögen besessen, und mit dem er darum stets gut gestanden, war von Gläubigern ruinirt. Etwas Besseres hätte ihm darum nicht geschehen können! So sollte der dumme Junge, sein Sohn, ihm also zu etwas nütze sein, dachte Demeter. Nun hieß es aber sich den Raub zu sichern; da er Weibern gegenüber stand, konnte er sich nur auf das verlassen, worauf er schon Hand gelegt hatte, denn eine Frau wird oft im letzten Augenblick noch anderer Ansicht. Wurde die Verlobung seines Sohnes in der nächsten Woche bekannt, war sein Gut gerettet und dann konnte Geld zu den niedrigsten Procenten bekommen. Schon jetzt würde der Brief der Fürstin ihm beim Juden nutzen, wenn nicht Alles so unendlich frauenhaft ausgedrückt wäre. Er antwortete seiner Cousine also, daß er sogleich zu ihr kommen würde.

Fürstin Kathinka saß gerade in ihrem Eckzimmer, dessen Fenster nach dem Metropolisberg hinaus sahen. Die Thür zu ihrem Toilettenzimmer war durch Draperien ersetzt; der ganze Raum hatte etwas Düsteres an sich, trotz des hellen, östlichen Lichtes, das durch weiße Gardinen auf die schweren, türkischen Stoffe fiel. Merkwürdig kontrastirte mit ihnen das

kleine, goldene Muttergottesbild russischer Arbeit, vor dem ein Betstuhl stand. Dies Gemach war das sogenannte Arbeitszimmer der Fürstin; hier empfing sie ihren Intendanten, die Armen, denen sie persönlich etwas zu überreichen wünschte, hier hatte sie immer den Bericht der Erzieherin entgegen genommen, und hier standen mehrere große Stickerahmen. Wenn sie ihren Vetter Demeter hier empfing, war es, um ihm von Anfang an das Geschäftliche ihrer Unterhaltung einzuprägen. Sie trug ein langes, glattes Sammetkleid, schwarz natürlich, sie hatte sich an die Farbe gewöhnt und von keiner hob sich das lichtblonde Haar so herrlich ab! Wenn sie auch nur als Mutter sprach, häßlich brauchte sie ja nicht zu sein. Sie rückte ihren Sessel näher an's Fenster; es war durch den Schnee sehr hell draußen, aber ihre Augen wurden nicht leicht geblendet, sie hatten den kalten Strahl. Die Canvala'sche Equipage fuhr vor, — denn Equipage hielt sich Demeter stets, wäre es auch auf Schulden — und bald meldete der Lackei ihn der Fürstin.

„In dieses Heiligthum war ich noch nie eingedrungen, schöne Cousine!“ begann Demeter, nachdem er sie begrüßt und sich umgeschaut. Er sah, daß die eine Thür fehlte, es berührte ihn peinlich; er war also nicht allein mit ihr.

„Es ist mein Arbeitszimmer, Cousin,“ entgegnete sie, „wir haben ja wichtige Geschäfte zu besprechen!“

„Sie erlauben aber doch erst,“ sagte er, stand auf und trat mit schnellem Schritt auf die Portiere zu, die er zurücknahm, „daß ich mich überzeuge, ob wir allein sind?“

Fürstin Kathinka war verblüfft, sie blieb aber ruhig in der Fensternische sitzen und zog sich nur einen kleinen rollenden Tisch mit einer Stickerei heran. „Ich dächte, mir wäre es wichtiger als Ihnen, daß uns Niemand belauscht!“

Oder war das nur ein Vorwand, um mein Toilettenzimmer zu sehen?"

„Es ist doch ein Jammer, daß so viel Schönheit umsonst blüht!“

„Gewiß! Aber ich wollte nicht über meine eigene, sondern über meiner Tochter Heirath sprechen!“ Dabei fädete sie sich einen Faden blauer Wolle ein.

„Wie lange sind Sie schon verwittwet, schöne Cousine?“ fragte er halblaut.

Sie stückte weiter, aber sie mußte doch ein Lächeln bekämpfen, das ihm nicht entging. „Sie scheinen mich augenscheinlich verheirathen zu wollen!“ sagte sie.

„An meinen Sohn? Nein! Obgleich er in meinen Augen nicht zählt, und ich stets auf meine Schwiegertochter rechnete.“

„Bitte, nun lassen Sie den Blödsinn! — Wie finden Sie meinen Vorschlag?“

„Wie Alles, was von Ihnen kommt, unerreichbar schön.“

„Warum unerreichbar? Ich mache Ihnen ja den Vorschlag.“

„Ja, aber warum machen Sie ihn mir? Wo ist der Haken?“

„Der Haken ist ein kleiner Buckel!“

„Ach, der hat gar keine Bedeutung, — bei einer legitimen Frau.“

„Gut, so sind wir einig! Haben Sie mit Grégoire gesprochen?“

„Nein, noch nicht. Ich wollte erst wissen, ob sonst nichts vorgefallen in dieser Richtung? Mein Gott! Mädchen sind sentimental, irgend eine nicht standesgemäße Liebe, ein Jugendfreund, — vielleicht auf dem Lande?“

Fürstin Kathinka mußte wieder lächeln: „Warum fragen Sie nach Dingen, die Sie sich selbst beantworten können? Sie gelten ja für intelligent!“

„Wenn Sie intelligent sind, wissen Sie, warum ich frage!“

„O, man weiß Vieles, was man nicht wissen will.“

„Sie bildet sich ein, ich will sie heirathen,“ dachte Canvala, „und sie hat doch nicht den vierten Theil von dem, was ihre Tochter besitzt!“ Ihm wurde fast bange, diese ruhige Frau könnte ihn bemeistern, anstatt daß er sie in seine Gewalt bekam! Sie hatte etwas Eisernes in der kühlen, wohlgebildeten Hand und war augenscheinlich so abgestumpft gegen seine ganze Art und Weise, daß er beschloß eine andere einzuschlagen. Es wäre zwar ein unerhörtes Glück für ihn gewesen, hätte er Kathinka zur Frau bekommen, aber dazu wäre ein Dispens nothwendig, weil sie Better und Cousine waren, und dann schien es ihm weit bequemer, dies nichts sagende Kind mit der Million als Schwiegertochter in die Familie zu ziehen.

„Cousine,“ begann deshalb Canvala ernsthaft, „Grégoire hat so gut wie kein Vermögen.“

„Das weiß ich. Meine Tochter besitzt außer diesem Palast noch 100,000 Dukaten in französischen Renten; dies Haus könnte von dem jungen Paar bewohnt werden. Ich gedenke nach Paris überzusiedeln, sowie ich Lucie verheirathet habe, mein Sohn bedarf meiner.“

Demeter zog ein ironisches Gesicht; wenn Fürstin Kathinka aber über Geschäfte sprach, beachtete sie solche Narrenpossen nicht. Ihr Kopf war ziemlich scharf eingetheilt: sie hätte im Salon nicht Geldangelegenheiten besprechen können,

sie liebte Alles möglichst klar, wie sie selbst war. Ferner hätte sie keinen Scherz über ihre eigene Wichtigkeit hingenommen.

„Man sprach mir immer von einer Million Vermögen!“ —

„Man übertreibt immer! Es ist etwas über eine Million Franken nicht Dukaten. Das Haus Golin in Paris, — wünschen Sie die nähere Adresse, lasse ich sie Ihnen durch meinen Intendanten zuschicken, — führte die Geschäfte des Fürsten.“

„Ich würde Sie allerdings um die Adresse bitten; da mein Sohn ohne jede praktische Kenntniß ist, muß ich alle Erkundigungen für ihn einziehen.“

„Lucie wird natürlich unter dem Dotal-Gesetz heirathen!“

„Ihr Vertrauen ehrt uns,“ erwiderte Demeter spöttisch und machte eine Verbeugung. „Ich habe es aber nicht anders erwartet!“

Die Fürstin mußte wieder lächeln. „Demeter,“ sagte sie etwas vertraulicher, „wie haben Sie es möglich gemacht, Ihr schönes Vermögen durchzubringen?“

„Durch Frauen, meine Gnädigste, durch Frauen,“ entgegnete er impertinent und legte sich in seinem Stuhl zurück.

„Ich dachte durch Karten.“

„Das ist ziemlich dasselbe, da es immer die Coeur-dame war!“

„In Ihrem Alter, mit einem erwachsenen Sohn!“

„Die Liebe kennt kein Alter, Cousine, und Geben ist seliger denn Nehmen!“

„So wird also Lucie, um auf die Kinder zurückzukommen, seliger als Grégoire sein!“

„O, sie wird auch Manches zu nehmen haben!“

„Uebrigens diese Relescu-Affaire von Grégoire wird dann wohl aufhören, nicht wahr? Ich habe die Frau nie

leiden mögen und müßte ihr sonst doch eine Einladung zur Hochzeit schicken!“

„Ich werde mein Möglichstes thun, sie meinem Sohn abspenstig zu machen!“ —

Kathinka's Nasenflügel zitterten vor bekämpftem Lachen, sie sprach aber ruhig weiter und kam dann mit Demeter überam Tage darauf eine kleine Verlobungsfeier in der Familie zu veranstalten. Die Kinder sollten im Laufe des Tages unterrichtet werden, die Hochzeit Ende April stattfinden.

„Warum hat Kathinka Grégoire gewählt? Sollte sie selbst in das Affengesicht vernarrt sein?“ fragte sich Demeter, als er die Treppe hinunterstieg.

„Ich begreife, daß ihm die Frauen nicht widerstehen,“ dachte die Fürstin, als sie allein geblieben. „Es liegt ein unglaublicher Reiz in schrankenloser Unverschämtheit.“

Darauf ließ sie Lucie rufen und theilte ihr mit, daß ihr Vetter Grégoire sich morgen um sie bewerben würde.

Lucie sah ihre Mutter groß an. Fürstin Kathinka konnte diese großen, melancholischen Augen nicht leiden, sie ärgerten sie, darum setzte sie schnell hinzu:

„Ich habe bereits mit Grégoire's Vater gesprochen; geh jetzt in dein Zimmer und überlege es Dir, bis morgen Mittag hast Du Bedenkzeit.“

Die Tochter erhob sich von der Ottomane, auf der sie Platz genommen hatte, sie ging an die Mutter heran, und als sie ihr die Hand küßte, fing sie an:

„O, Mama,“

Die Fürstin unterbrach sie scharf, diese häßliche Gestalt reizte sie vollkommen:

„Ich habe Dir ja gesagt, Du hättest bis morgen Bedenkzeit! Erst überlege es Dir und dann sprich!“

Was sie unter „überlegen“ verstand, wußte sie wohl selbst nicht, Lucie suchte es sich aber klar zu machen. Sie ging langsam über den Treppenflur, ihre Hände spielten mit der Quaste des Tuches, das sie umgethan hatte, und die Augen schauten so suchend geradeaus, daß sie fast hingefallen wäre.

IV.

Demeter Canvala hatte sich nichts leichter gedacht, als seinem Sohn die Mittheilung seiner bevorstehenden Verlobung zu machen. Er hatte viele Waffen gegen ihn in der Hand, der Augenblick würde lehren, welche er verwenden sollte, denn manche waren zweischneidig, und er war ein bedachter Mann. Sein Sohn war ihm nie wie ein ganzer Mensch erschienen, jetzt würde er ihm aber bessere Dienste leisten, als es ein charakterfester Mann gekonnt hätte.

Es war ein unordentliches Haus, mit großen, schlecht eingerichteten Zimmern, in denen die beiden Canvala's wohnten. Demeter hatte den Begriff des Comforts nicht erfaßt: er speiste eben so gern auf einem zerrissenen wie auf einem besleckten Tafeltuch, wenn die Speisen nur ausgsuchte waren. Der Koch war ein unsauberer Zigeuner, doch er verstand seine Sache; die Diener stahlen alle, wurden aber auch oft mißhandelt und gewechselt, die Dienstmädchen avancirten manchmal zu Favoritinnen, — verschiedene Kinder, die im Hof herumspielten und der Dienerschaft entsprossen

waren, gehörten mehr zum Hause, als dem Herrn lieb sein mochte.

Die Räume, welche Grégoire bewohnte, waren nicht besser gehalten, als die seines Vaters; nur sein Toilettenzimmer hatte er luxuriös ausgestattet. So viele Bürsten, Kämme, Puderbüchsen, Messer und andere Instrumente lagen auf dem Toilettentisch aus Marmor, daß nur ihr Herr selbst eines jeden Bestimmung kannte. Spiegel in allen Größen, Parfüms, Seifen, kosmetische Mittel, man hätte meinen können im Boudoir einer Schauspielerin zu sein. Dabei schlief Grégoire auf einem zerissenen türkischen Sofa, ein Rauchtisch war dicht an dies improvisirte Bett herangerückt, denn seine letzte Beschäftigung Abends, wie die erste Morgens, war Cigaretten-Rauchen. Bei einer Cigarette, deren Rauch er in Kreisen gegen die Decke blies, ging er das letzte Abenteuer noch einmal durch, machte er seine Pläne, wie diese oder jene Schöne zu erobern sei, bedachte, in welchem Beinkleid er am effektivsten den Pod hinaufreiten könnte, ob Lady oder Norma besser auf der Chaussee traben würde, ob er selbst als Jockey reiten sollte bei dem kleinen Wettrennen, welches er und seine Freunde im Frühling veranstalten wollten, und dergleichen mehr. Dies Wettrennen war in Jonny's Kopf entsprungen; Jonny war unerschöpflich in neuen Ideen! Täglich brachte er auch neue bosshofte Witze auf. Grégoire behielt nie einen Witz ganz richtig, meistens behielt er ihn überhaupt nicht, er lachte immer wieder über dieselben Dinge, was ihn besonders beliebt in seinem Kreise gemacht hatte. Er fühlte sich in ihm sehr glücklich und konnte sich ein Leben außerhalb dieses „vornehmen Tones“ nicht recht vorstellen. Denn eine unüberwindliche Schwäche hatte er, das war sein Adelsstolz. Wer kein Canvala war,

konnte immer noch leidlicher Herkunft sein, seines Glückes war er jedoch nicht. Da seine Mutter die Tochter eines reich gewordenen Materialwaarenhändlers gewesen, betonte er den väterlichen Namen besonders laut; von seinem Großvater mütterlicherseits glaubte er die häßlichen Hände zu haben, vielleicht sogar die kleine Figur, obgleich die auch vornehm sein konnte.

In den Gefühlen, welche er für seinen Vater hegte, war sein Adelsstolz das Mächtigste. Wenn Canvala ihn, als er noch ein halberwachsener Knabe war, ungerecht mißhandelte, ehe er ihn nach Paris schickte, hatte sich Grégoire damit getröstet, daß der Älteste eines alten Stammes ein Recht hätte, hart zu seinen Nachkommen zu sein; die Eitelkeit, ein Canvala zu sein, hatte ihm über viele traurige Jugendentage fortgeholfen. Vielleicht war diese Eitelkeit angeboren, vielleicht erst entstanden dadurch, daß er zwischen Zigeuner-Dienstboten aufwuchs wie alle Bojarensohne, welche ihm, dem jungen Herren, die Füße küßten, wenn er sie geprügelt hatte.

Von Grégoire hieß es immer, er sei ein guter Junge, wenn auch Niemand bezeichnen konnte, worin seine Güte bestand; vielleicht hatte seine Mutter ihm dies Beiwort als Erbtheil hinterlassen, auch sie hatte immer für gut gegolten.

Demeter Canvala wartete nach seiner Unterredung mit Kathinka etwas ungeduldig auf seinen Sohn. Während des Mittagessens wollte er ihm seine Zukunftspläne mittheilen.

Ein fünfarmiger Leuchter mit blakenden Lichtern stand auf dem Tische, als Grégoire endlich erschien; Vater und Sohn setzten sich an die gedeckte Tafel. Demeter rückte den

Leuchter zur Seite, um den ihm gegenüber sitzenden Grégoire scharf ansehen zu können.

„Ich habe Dir eine höchst erfreuliche Mittheilung zu machen,“ begann der Vater nach der Suppe und nahm sich einen Zahnstocher, den er in seinen großen, stets etwas geöffneten Mund führte, obgleich er noch keinen Gebrauch von ihm machen konnte. „Kathinka Verilianu will Dir ihre Tochter zur Frau geben!“

Grégoire lachte vergnügt. „Die kleine Verwachsene! Ein guter Scherz!“

„Gar kein Scherz, Du wirst sie heirathen.“

„Aber Papa,“ sagte er erschrocken, „ich werde mich doch nicht absichtlich lächerlich machen!“

„Warum lächerlich?“

„Alle würden mich verspotten, Sonny fragte neulich schon, ob ich in Paris neben Jura auch Orthopädie studirt hätte! Alles was recht ist, aber das kann ich nicht!“

„Mein Gott! was bist Du für ein Esel!“ sagte Demeter, wirklich verblüfft. Er begriff nicht, daß man auf irgend etwas noch mehr Gewicht legen könnte als auf Geld. „Sie hat ja eine Million und das Haus!“

„Und wenn sie zwei hätte, sie ist ja kein Mensch, sie kann weder reiten noch tanzen.“

„Aber das braucht eine verheirathete Frau ja nicht; Du bist wirklich göttlich!“

„Das kannst Du nicht ernsthaft meinen!“

„Ich spreche sehr ernsthaft,“ entgegnete er heftig werdend, „ich weiß überhaupt nicht, warum ich mich mit Dir noch in eine Diskussion einlasse, Du wirst sie heirathen, morgen ist Verlobung und damit Basta!“

Grégoire hatte Angst vor seines Vaters Zorn, jede Art Hestigkeit war ihm unangenehm; aber er mußte sich wehren.

„Wozu?“ fragte er.

„Weil wir sonst ruinirt sind. Ich hoffe, das leuchtet Dir ein?“

„Ich finde schon eine andere reiche Frau, denn diese nehme ich nicht,“ entgegnete er, und es klang, wie wenn ein Kind troste. „Ich sage schlimmstenfalls noch vor dem Priester ‚nein‘.“ Und während er das aussprach, malte er sich vor, welch Aufsehen es erregen würde! Jahrelang würde er noch von den Frauen als ein Beispiel von Männlichkeit und Willensstärke citirt werden.

Demeter Canvala stand auf, obgleich man Lambraten, eine Seltenheit Ende Januar, servirt hatte. Der Diener war im Zimmer und verstand gewiß französisch, das kimmerte ihn nicht, er ging einmal auf und ab, daß die Dielen schwankten, dann ergriff er seinen Sohn an beiden Schultern und sagte mit etwas heiserer Stimme:

„Du bist ein Wahnsinniger! Weißt Du, was ich thun werde? Ich werde es in den Romanul setzen, daß Du nicht mein Sohn bist, sondern eine niedrige Zigeunerbrut!“

Aehnliche Schimpfworte war Grégoire als Knabe gewohnt gewesen, jetzt aber fühlte er sich gar zu gekränkt und ihm liefen die Thränen aus den Augen.

„Geh hinaus,“ sagte er dann zum Diener, der sich am Seitentisch zu schaffen gemacht hatte und nun draußen verkündete, die beiden Herren lägen sich in den Haaren wegen der kleinen blonden Person, die gestern so lange auf den Altan gewartet hätte.

„Warum beschimpfst Du mich so?“ fragte Grégoire verschüchtert.

„Dich beschimpfen? Es ist die reinste Wahrheit, ich habe es schwarz auf weiß, daß Du der Sohn vom Lautaren Basiliu bist. Gerichtlich nutzt es mir nichts, gesellschaftlich soll es Dir aber nutzen! Du brauchst Dich ja auch nur im Spiegel zu sehen!“

Was Grégoire empfand, war ganz erbarmungswürdig. Er hatte solch einen Schreck bekommen, daß er keinen Augenblick an der Wahrheit der Worte zweifelte. Was würde Tonny dazu sagen? Nein, das durfte er nie erfahren? Aber wie?

„Und wenn ich das Mädchen heirathe,“ stieß er ganz gequält hervor, — „dann sagst Du es Niemandem?“

Demeter hatte seinen Sohn lange losgelassen und sich zu seinem Lammbraten gesetzt. „Das kann ich Dir nicht versprechen, erst heirathe sie, dann werden wir das Uebrige sehen,“ sagte er ruhig, mit vollem Munde.

Aber Grégoire war jetzt aufgestanden und ging im Zimmer herum.

„Nein,“ sagte er plötzlich, „ich kann es doch nicht, thue es, Vater, mir ist Alles lieber, als daß ich mich selber zu einer Carrikatur mache. Siehst Du, auf Eins habe ich immer Werth gelegt, auf schöne Frauen, ich will mich nicht zum Narren haben lassen. Wäre ich groß und stark wie Du, brauchte ich mich nicht so davor scheuen, aber denk Dir nur, wie ich aussehen würde, käme ich mit ihr am Arm in einen Ballsaal! Zum Todtlachen!“

Diesmal wurde Demeter nicht heftig, er fühlte, daß der Widerstand tiefer saß, als er berechnet. Er erwiderte nur spöttisch:

„Man merkt, daß Du nicht mein Sohn bist, ein Canavala würde seinem Stammgut und der Ehre seines Namens

noch mehr zum Opfer bringen als seine Persönlichkeit. Ich rede gar nicht von dem, was ein Edelmann mir gegenüber fühlen würde! Habe ich Dir nicht die beste Erziehung gegeben, bist Du nicht wie mein Sohn geehrt worden? Dafür hast Du aber kein Gefühl. Und was verlange ich denn von Dir? Daß Du die Tochter meiner Cousine, eine Fürstentochter mit einer Million Mitgift heirathest, da Du uns dadurch vor sicherem Ruin bewahrst!"

Grégoire war besiegt. Er warf sich auf den großen Divan, der hinten im Zimmer an der Wand stand.

„Und wenn nicht für mich, thue es Deiner armen, verstorbenen Mutter wegen,“ fuhr Canvala mit erheuchelter Rührung fort, und als er seinen Sohn schluchzen hörte, begann er sich scheinbar auch die Thränen abzutrocknen. „Sie war nicht so schuldig, wie Du glaubst, ich hatte mich arg gegen sie vergangen, und sie, — aus Trotz, Du weißt ja selbst, was Weibertroz bedeutet, gekränkter Liebe und so fort!“

Er hatte wirklich eine reine Dichterphantasie zu seiner Verfügung!

Nach dem Essen empfing Canvala noch vom Geschäftsführer der Fürstin Kathinka den Brief an das Pariser Haus Golin, in dem dasselbe ersucht wurde, ihm jede gewünschte Auskunft zu ertheilen.

V.

Als Lucie von ihrer Mutter vernommen, daß sie sich verheirathen sollte, war ihr erstes Gefühl eine Art Schreck. Sie hatte noch nie daran gedacht, daß sie sich verheirathen könnte. Warum, wußte sie nicht, aber es hatte ein Instinct ihr gesagt, daß ihr die Ehe wie Tanzen und Reiten fern bleiben mußte. Nun sollte sie sich darin geirrt haben? Grégoire war ihr nicht ganz fremd, sie hatten sich als Kinder häufig auf dem Lande gesehen; da sie Beide keine wilden Spiele geliebt, waren sie oft mit ihrer Erzieherin spazieren gegangen, während die Anderen sich jagten. Und nun wollte er sie heirathen? Wie merkwürdig würde das sein! Sie würde nach Tisch den türkischen Kaffee kochen, ihm die Cigaretten wickeln und mit ihm sprechen, — aber was sollte sie mit ihm sprechen? Sie konnte sich kein Bild ihrer Ehe machen, also würde er nie ihr Mann werden. Lucie hatte von Jugend auf geglaubt, daß ein Ding nur dann geschehen könnte, wenn sie die Möglichkeit hatte, sich im Voraus ein Bild desselben zu machen. Aber ihre Vorstellungen hatten sie schon einmal, in Bezug auf den Ball, getäuscht! Als ihr das einfiel, wurde sie ganz bestürzt und legte sie ihren Kopf zurück in den kleinen Lehnstuhl, den sie noch aus der Kinderzeit besaß. Wozu heiratheten eigentlich die Leute? Die Ehe war eine Art Communion. Sie hätte wohl Fräulein Mager darnach fragen mögen und ihren Rath erbitten, aber dazu war sie zu stolz. Nicht der Stolz der kleinen Fürstentochter verhinderte sie, ihrer Erzieherin ihre Bedenken

auszusprechen, sondern die Scheu einer vornehmen Seele, sich einer gewöhnlichen zu enthüllen.

Lucie saß darum viele Stunden allein und grübelte; ihre Religion war nicht der Art, daß sie ihr irgend eine Stütze gewährte, Alles was sie gelernt, saß überhaupt noch wie ein loser Mantel um ihr, in dem eigenen Innern lebte nur eine unbestimmte Trauer und Scheu. Sie blickte in den hellen Himmel und auf die ästigen Bäume, — die Fenster ihres Zimmers gingen auf den großen Garten mit den hohen Baumstämmen, — und aus den Wolken formte sie sich Bilder. Dann schlug sie ein Datum nach, auf das sie sich in der Früh vergebens besonnen, und so schweiften ihre Gedanken von dem ab, was sie hätte überlegen sollen. Sie warf sich dieses Abschweifen vor, denn sie begriff, wie wichtig die Entscheidung wäre, die sie treffen sollte, aber sie war ja anders gebildet als Andere und konnte nichts!

Bei Tisch sprach Fräulein Mager von dem letzten irischen Aufstande und der Roheit der Regierung. Fräulein Mager war eine eifrige Zeitungsleserin und haßte jede Regierung. Auch Lucie dachte über die Zustände nach und freute sich, daß Irland so fern läge.

Am nächsten Morgen legte sie sich jedes Wort im Kopf zurecht, was sie der Mutter entgegenen wollte, und wartete nun mit einiger Angst darauf, zu ihr gerufen zu werden. Sie harrte vergebens, aber unaufgefordert wollte sie ihr die verneinende Antwort nicht bringen.

Als sie endlich, gegen Abend in den Salon gerufen wurde, fand sie Demeter und Grégoire Canvala bei der Mutter. Fürstin Kathinka runzelte ein wenig die Stirn, als sie ihre Tochter im Hauskleid eintreten sah, und ehe Demeter, der

mit einer gewissen Süßlichkeit auf sie zuing, das Mädchen erreichte, sagte die Fürstin:

„Laß Dich schnell umziehen, ein weißes Kleid!“

Lucie kehrte dunkelroth um, ihre Mutter aber wandte sich zu den Herren: „Es ist noch Zeit genug, ehe die andern Gäste kommen!“

In einer Viertelstunde trat Lucie wieder ein. Sie wußte nicht, ob ihre Mutter zufällig oder absichtlich nicht weiter mit ihr gesprochen, sie wußte nur Eins, daß sie jetzt eine Weigerung äußern mußte.

Während ihrer Abwesenheit hatte sich der kleine Saal gefüllt; es waren nur wenig Menschen, lauter Verwandte, doch sie sprachen lebhaft, verstummten aber, als sie der kleinen, verlegenen Gestalt ansichtig wurden.

Fürstin Kathinka ging ihr entgegen, nahm sie am Arm und führte sie ihrem zukünftigen Schwiegervater zu. Demeter küßte sie auf die Stirn, Grégoire berührte ihre Hand und trat an einen kleinen Seitentisch, auf dem zwei Ringe lagen, von denen er ihr einen ansteckte, worauf man ihr von allen Seiten Glück wünschte. Das war die ganze Verlobung, gleich darauf ging man zu Tisch. Sie saß zwischen den beiden Canvala's.

„Ich hoffe, Sie haben Sich auf Ihrem ersten Balle nicht erkältet?“ Damit begann Grégoire die Unterhaltung.

Lucie sah ihn an. Er war verlegener als sie und hatte einen beklommenen Ton in der Stimme; sie hatte ein feines Ohr dafür.

„O nein,“ erwiderte sie freundlich.

„Es war recht schön. Denken Sie, wie merkwürdig, als ich nach Hause fuhr, brach die Achse meines Wagens! Das war eine Vorbedeutung!“

„War es eine schlechte?“ wollte sie fragen, aber sie schwieg lieber. Ihr bitteres Mißtrauen wurzelte zu tief, als daß sie es hätte äußern können.

Auch Demeter fand die Braut recht schweigsam, und wußte nicht, womit er sie unterhalten sollte.

„Wir werden uns schon an einander gewöhnen,“ sagte er nur ein paar Mal und grinste. Er war so glücklich, daß er sich am liebsten betrunken hätte, aber das ging doch nicht an.

Als Lucie am Abend, nachdem die Gäste das Haus verlassen, ein paar Worte mit ihrer Mutter sprechen wollte, schnitt die Fürstin ihr dieselben mit der Bemerkung ab, daß sie müde wäre. Sie ließ ihre Kammerfrau rufen und meinte nur noch, Lucie habe ja den ganzen folgenden Tag Zeit zu Auseinandersetzungen.

In ihrem Zimmer empfing Fräulein Mager die Braut mit Vorwürfen darüber, daß sie ihr nicht selbst ihre Verlobung mitgetheilt, sondern sie dieselbe aus dem Munde der Fürstin erfahren habe; sie nannte Lucie eine Undankbare und erklärte, sie würde sie schon nächste Woche verlassen. Das Mädchen entschuldigte sich zuerst, es sei ihr selbst ganz überraschend gekommen, dann weinte sie, worüber die gereizte Erzieherin die Achseln zuckte. Sie konnte allerdings nicht verstehen, aus welcher Quelle diese Thränen flossen.

Lucie hatte seit jenem Abend nicht mehr geweint, auch nicht mehr nachgedacht, sie nahm Alles hin, wie es kam; sie brauchte ja nichts zu thun, als Alles stillschweigend über sich ergehen zu lassen.

VI.

Drei Tage später, auf einem Balle bei Fürst Masu erfuhr die hauptstädtische Gesellschaft, daß Grégoire Canbala Fürstin Kathinka's Tochter heirathen sollte. Man sprach in Folge dessen von beiden! Theilen übelwollend: Für ihn war es natürlich eine glänzende Partie, aber er verkaufte sich eigentlich, für sie war es zwar in gewisser Beziehung ein Glück, aber daß ihm ausschließlich an ihrem Vermögen lag, nicht an ihr, würde sie bald erfahren.

Im Allgemeinen tadelte man, wie immer, mehr die Frau und war auf Seiten des Mannes. Lucie, hieß es, machte zwar den Eindruck eines harmlosen Geschöpfes, und hätte eigentlich einen schönen Kopf, — aber wie konnte sie sich verheirathen! So viel Einsicht mußte sie haben. Sie war allerdings noch jung, aber die Mutter machte sie gewiß jünger, ihre 20 Jahre hatte sie sicher! Fürstin Kathinka handelte unverantwortlich, aber sie dachte ja nie an Andere, nur an sich! Der gute Fürst Alexander hatte genug darunter gelitten. Für Demeter Canbala war diese Heirath ein merkwürdiges Glück, seit einigen Monaten galt er für hoffnungslos ruiniert, jetzt würde er die Revenüen seiner Schwiegertochter einstreichen und den jungen Leuten kaum genug zum Leben lassen.

Die besprochenen Persönlichkeiten waren natürlich auf dem Balle anwesend. Lucie sah in einem schweren, lichtrosa Seidenkleide rührend schön aus, wenn auch viel älter als sie war. Sie tanzte nicht, sondern blieb in den Gemächern, in welche die Musik nur wenig drang. Aber sie war zu

sehen und einsilbig, um irgend Jemand anzuziehen. Man gratulirte ihr, tauschte ein paar Worte über das Wetter aus, dann zog man sich zurück; sie blätterte in herumliegenden Büchern, sah sich Bilder an und freute sich, daß sie so versteckt bleiben durfte. Grégoire tanzte viel, in alter Weise; er trat hin und wieder an sie heran, brachte ihr einige Bonbons vom Buffet, auf ihren Wunsch einmal ein Glas Wasser, sie lächelte ihn dann an, fragte, ob das Fest schön wäre, welchen Tanz er am liebsten hätte und Aehnliches. Sie war froh, daß er freundlich war, und ihr schien das Leben viel leichter, als sie es sich gedacht. Vielleicht half ihr die Betäubung, in der sie sich befand, über Alles fort. Das Urtheil der Welt war unterdeß endgültig über sie gesprochen: sie hätte nicht einmal den Geist, der sonst Verwachsene charakterisirte.

Als sie so ruhig dasaß, trat Jean Grivescu in's Zimmer. Er ging auf sie zu und sagte etwas fremd:

„Sie nehmen heute erst Glückwünsche entgegen?“

„Warum ‚erst‘?“

„Weil ich sie Ihnen eigentlich neulich schon aussprechen wollte.“

„Ich habe Sie aber seit meiner Verlobung nicht gesehen.“

Er schwieg; er wußte nicht, warum er ein wenig böse auf sie war. Sie reichte ihm das Bild, welches sie gerade in der Hand gehabt; es war eine egyptische Landschaft.

„Ist das nicht wunderschön?“

„Ich war dort!“ erwiderte er.

„Wirklich,“ sagte sie und schaute ihn ganz überrascht an. „Ist die Wirklichkeit so schön wie das Bild?“

„Weit schöner!“

„Das ist wohl selten, daß die Wirklichkeit der Phantasie

entspricht? — Aber wollen Sie nicht lieber in den Tanzsaal gehen, anstatt mit mir zu sprechen? Ich brauche nicht mehr zu tanzen!"

Er hörte ihre kindliche Freude darüber aus dem letzten Satze heraus und mußte lächeln. Dadurch ermuntert fuhr sie fort:

„Es ist der einzige Vortheil, den ich davon habe!"

Jean war wieder ernst geworden; sie erröthete daher und fragte:

„Das hätte ich wohl nicht sagen dürfen?"

„Warum nicht," entgegnete er kühl, „man thut wohl meistens, was Einem bequem ist."

„Sie auch? Machen Sie sich das Leben auch bequem?"

„Ich? Ach, mich müssen Sie nicht fragen, ich bin in deutscher Philosophie auferzogen."

„Davon verstehen Mädchen natürlich nichts?" fragte sie schein.

„Warum nicht? Ich halte Frauen für gerade so geschicktheit wie Männer, manchmal für geschickter!"

„Und was thut denn der Mensch, der in deutscher Philosophie auferzogen ist? Macht er sich das Leben schwer?"

„Auch das thut er meistens allerdings, aber das ist nur eine nebensächliche Folge. Er handelt nach seinen Ueberzeugungen und denkt sich zum Beispiel bei Allem Etwas."

„Sie meinen, ich hätte mich nicht verloben dürfen?"

„Aber um Gottes Willen, ich sprach ganz unpersönlich!"

„Ja," fuhr sie fort, als hätte er sie nicht unterbrochen, „sehen Sie, Grégoire muß mich doch gewählt haben! Anfangs habe ich es nicht recht begriffen, weil ich doch nicht bin wie Andere, nicht einmal so gut, denn eigentlich habe ich kein Herz." All das, was sie der Mutter hatte sagen

wollen, quoll ihr hier plötzlich unter dem sympathischen Blick eines fast Fremden hervor. „Und da habe ich gedacht, er ist nicht glücklich zu Hause und will sich darum verheirathen, mit Jemand, der — keine Welt-dame ist! Halten sie das für wahrscheinlich?“

Sie fragte ihn ganz ernsthaft.

„Ich kenne Ihren zukünftigen Gatten nicht,“ entgegnete Grivescu etwas verlegen.

„Ich auch nicht!“ sagte Lucie naiv. „Aber Sie haben ja zusammen in Paris studirt?“

„Paris ist groß, und wir gehörten verschiedenen Kreisen an. Ich habe ihnen schon gesagt, ich sei in deutscher Philosophie großgeworden, da interessirt man sich nicht sehr für die große Welt.“

„Dann wäre die Philosophie etwas für mich gewesen,“ meinte sie lächelnd, „von den Freuden der Welt bin ich ausgeschlossen.“

„Das wird eine merkwürdige Ehe werden,“ sagte sich Grivescu, denn er hatte wirklich den Fehler, sich bei Allem Etwas zu denken, als er vom Masu'schen Palais fortfuhr. Er hatte keine eigenen Pferde, die er bei dem scharfen Frost vielleicht geschont hätte, war auch wenig beschäftigt als Arzt, daher machte er einen großen Umweg auf der Heimfahrt. Er jagte die Chaussee hinauf und wieder herab und bog dann in die Belvederestraße ein, wo sein Freund Alexander Lesbo wohnte. Dieser lag im Bett und las, ehe Jean aber seine Cigarette angeraucht, war er schon genügend angezogen, um sich neben ihn auf das Sofa zu setzen.

„Ist Dir irgend etwas Besonderes?“ fragte er Jean.

„Nein, durchaus nicht! Ich war bei Fürst Masu, habe aber nicht getanzt, sondern bin früh fortgegangen. Das mit

dem Hospital habe ich mir jedoch überlegt, ich nehme die Stelle an.“

Es war Jean's Art, wenn er gerade irgend welche Theorien ausgesprochen, auch nach ihnen zu handeln, für die nächsten Tage wenigstens. So hatte er heute Abend den großen Entschluß gefaßt, weniger bequem zu sein, und wollte sich gleich binden.

„Siehst Du, ich muß eine feste Thätigkeit haben,“ fuhr er fort, „die mich zu regelmäßiger Arbeit zwingt. Dies Hinträumen ist meiner unwürdig.“

Alexander sah ihn erstaunt an, denn er hatte ihm immer Aehnliches gesagt. Er schwieg aber, — vielleicht weil er mit großer Zuneigung an dem jüngeren Freund hing — während dieser ihm seine eigenen Theorien wiederholte. Alexander nämlich lebte hauptsächlich in Theorien, in Theorien trug er Vergangenheit und Zukunft fertig in der Tasche, und darum wollte er die ganze Welt und die Charaktere ein wenig nach seinen Ideen umändern. Er hatte sich's zur Aufgabe gemacht, seinem Freunde Jean das Einzige was diesem fehlte, und was er im Ueberfluß besaß, — Thatkraft — aufzuzwingen.

„Du hättest arm geboren werden müssen,“ pflegte er ihm oft zu sagen, „Dir schadet Dein Vermögen bei der Entwicklung Deiner eigenen Fähigkeiten.“

Nicht daß Jean so sehr vermögend war, nur im Vergleich zu Alexander, der von einem Stipendium studirt hatte und von seinem Professoren-Gehalt lebte, erschien er es. Alexander dachte sich einmal reich zu verheirathen; er hatte eine große Verachtung für Frauen und hielt sie nur dazu für gut, daß sie einem Manne Vermögen in's Haus brächten. Er hatte wenig Frauen gekannt, aber darum doch seine

fertigen Theorien über sie, der Schopenhauerschen Philosophie entnommen, die er dem scheinbar sentimentalcn Jean oft vortrug.

Als er auch am Abend nach dem Masu'schen Ball die Weiber zu schmähen begann, wurde es seinem Zuhörer plötzlich peinlich, und dieser sagte ihm lachend Adieu, um dem Wortschwall, über den Alexander gebot, zu entgehen, und fuhr nach Hause.

„Die Mutter ist heute Nacht sehr unruhig,“ sagte ihm die alte Wärterin, welche ihn in seinem Zimmer erwartete. „Sie will sich nicht zur Ruhe legen.“

Jean trat in das sehr warme Gemach der Mutter. „Ich bin wieder da, Du kannst dich zu Bett begeben,“ sagte er ruhig.

„Erst versprich mir, daß Du nie wieder fortgehst,“ erwiderte weinerlich die Irre.

„Ich verspreche es Dir, Mutter,“ antwortete er müde.

„Du bist mein lieber Sohn, gute Nacht!“ Und sie küßte ihn.

„Da rede ich zur kleinen Berilianu davon, man dürfe sich das Leben nicht zu leicht machen und lüge doch, ohne mich zu besinnen! Und sind die meisten Menschen nicht irrter als meine kranke Mutter?“ fragte sich Jean, wie er zur Ruhe ging.

VII.

Fürstin Kathinka wünschte die Hochzeit ihrer Tochter auf dem Lande zu feiern. Die Trauung sollte am Donnerstag nach Ostern in der Schloßkapelle von Verinesti stattfinden, wo nur Eingeladene zugegen sein würden; die Nacht durch wollte man tanzen und erst in der Frühe auseinander gehen. Die Fürstin gedachte von dort direkt nach Paris zu reisen. Sie traf alle Bestimmungen selbstständig, auch bei der Ausstattung zog sie den Geschmack ihrer Tochter in keiner Weise zu Rathe, sie hatte sich nicht einmal dazu überwinden können, ein ernstes Wort mit ihr zu sprechen. Es war ihr schon schwer genug, sie um sich zu dulden, denn sie fühlte sich unausgesetzt durch sie gekränkt und beleidigt. Die Aufgabe, Lucie auf die Hochzeit vorzubereiten, lag noch vor ihr, sie wußte, daß ihre Mutterpflicht das erforderte, und alle Pflichten meinte sie stets gewissenhaft erfüllt zu haben. Lucie's Bruder sollte trotz ihrer Bitte nicht zu den Familienfeierlichkeiten kommen: Kathinka war eifersüchtig auf ihres Sohnes Liebe. Die Geschwister hatten seit Lucie's Verlobung einen etwas sentimentalen Briefwechsel begonnen, — da die Fürstin immer alle Sendungen an ihre Tochter erbrach, wußte sie darum, und wenn sie auch Lucie mißachtete, schien ihr doch, daß dieselbe die Gabe hätte, die Sympathie der Menschen auf sich zu ziehen. Für Lucie war es eine Enttäuschung, ihren Bruder nicht zu sehen, und sie suchte Grégoire's Gespräch manchmal auf seine eigene Studienzeit in Paris zu bringen, um sich ein Bild von dem Leben dort machen zu können. Aber wenn

die Mutter zugegen war, sprach sie mit Grégoire über gemeinsame Bekannte, war Fräulein Mager mit ihrem spöttischen Gesicht anwesend, wußte sie immer alles besser als er, und allein blieben die Verlobten natürlich nie. Fräulein Mager hatte eine besondere Verachtung für Grégoire Canvala, das fühlte seine feinsinnige Braut, und darum sah sie ihn mit doppelt milden Augen an. Er war gewiß sehr gut, jedenfalls meinte er es immer sehr freundlich; er brachte ihr täglich schöne Blumen, auch Bonbons, die er aber lieber aß als sie. Daß er nur von sich, seinem Pferde und höchstens noch von Bonny sprach, war ja kein Verbrechen! Lange sah Lucie ihn nie. Als er einmal mit seinem Vater bei der Fürstin speiste, hatte er zu seiner Braut Bewunderung sehr geschickt Kartenkunststücke gemacht, ein anderes Mal hatte er der Fürstin Kathinka aus den Karten geweisagt. Hin und wieder spielte Lucie, damit man den Abend angenehm verbrächte, Tänze, zu denen Grégoire mit einer ihrer Cousinen tanzte, was ihm sehr gut stand, — kurz, er hatte ihr nie mißfallen. Auch Demeter Canvala wunderte sich, wie angenehm sein Sohn sich machte. Er war sehr schlau und traute ihm noch immer nicht recht. Wie sehr er ihm das Leben verleidet hatte, ahnte er zwar nicht, aber er wußte, daß es irgend eine Rolle war, in die „der dumme Junge“ sich einspielte. Einige Mal fragte er Freunde seines Sohnes aus, was Grégoire über seine Heirath äußerte. Er erfuhr aber nur, daß er viel geneckt würde und im Uebrigen die alten Erfolge in der Frauenwelt hätte. Manchmal fürchtete Demeter, der Junge könnte wirklich vorm Altar noch Nein sagen, des Aufsehens wegen, welches er hervorbringen würde, aber dann mußte er über sich selbst lachen: eine Million verweigert man auch unter so erschwerenden Um-

ständen nicht! Trotzdem erinnerte er Grégoire einmal an sein Zigeuner-Blut; dieser entgegnete etwas winselig: „Thue ich nicht Alles, was Du willst? was kannst Du mehr verlangen!“ Dabei verwandte er mehr Sorge denn je auf seine Kleidung, so daß Bonny ihn fragte, ob er jetzt mit gutem Grunde mehr Gewicht auf die Hülle legte als auf den Körper unter ihr? „Lauter Neid,“ pflegte Grégoire auf ähnliche Scherze zu erwidern; innerlich aber tröstete er sich, daß man ihm einmal Gerechtigkeit widerfahren lassen würde. Hätte er nicht seinen Plan gehabt, den er stolz in sich herumtrug, wäre er ganz zusammengesunken, denn verleidet war ihm alle Freude, argwöhnisch spähte er nach Andeutungen auf sein Zigeuner-Blut aus im lustigen Kreise seiner Freunde, und wenn er etwas gegen die Canaille sagte, blickte er sich scheu um, ob auch Keiner spöttisch gelächelt. Darum sah er dem Hochzeitstage ungeduldig entgegen, wie sein Vater, der viele Pläne hegte, die er nach abgeschlossener Ehe seines Sohnes erst ausführen konnte, obgleich ihm schon die Verlobung eine erwünschte Erleichterung für seine finanzielle Lage gebracht hatte.

Das Osterfest war spät gefallen, und es war schon herrlich grün draußen in Verinesti, als Fürstin Kathinka hinausfuhr. Dies geschah zwei Tage vor der Hochzeit, da die Herrin vor dem Empfange der zahlreichen Gäste Manches anzuordnen hatte. Das Gut lag nur zwei Stunden von der Stadt entfernt, also noch ganz in der Ebene. Verinesti war der größte Landbesitz der Familie, einträglich durch die weiten Felder, aber ohne Wald und Wasser und sonstige Reize. Nur um das Schloß, das erst Lucie's Großvater gebaut hatte, lag ein gepflegter Garten, zu klein für einen Park, aber groß genug, um seltene Bäume und einen schön-

farbigen See zu tragen. Vom Schloß aus erblickte man fern im Hintergrunde die Thürme der Stadt, sonst nur die weiten Felder, ohne Hecken oder Bäume, kein Dorf so weit das Auge reichte, außer dem in unmittelbarer Nähe des Schloßes, welches nur aus drei oder vier Häuschen bestand. Lucie aber, wie jede auf dem Flachland Geborene, liebte die Ebene und freute sich des unbegrenzten Blicks aus ihrem Fenster.

Fräulein Mager war fortgereist, ihr war in Vassy eine Stellung angeboten, wo sie bei drei Kindern die Mutter vertreten sollte. Lucie hatte selbst zu wenig Begriff von dem, was eine Mutter sein könnte, um die Ironie, die darin lag, zu fühlen. Sie hing an ihrer Erzieherin wie an einer alten Gewohnheit und war mit Thränen von ihr geschieden. Jetzt war sie allein und konnte ungestört im Garten spazieren gehen, ja sogar schwache Versuche machen, sich auf dem Teich zu rudern. Fürstin Kathinka sah ihre Tochter aus einem der Fenster des Schloßes und dachte: „Wenn der Rahn umschlüge? Wie sollte ich all die Geladenen so schnell benachrichtigen, daß keine Hochzeit stattfinden wird?“ Das Boot schlug aber nicht um, denn das Mädchen fühlte nach ein Paar Ruderschlägen, daß sie den Anstrengungen nicht gewachsen wäre und ließ sich von dem alten Gärtner an's Ufer zurückholen.

Am Abend vor dem Hochzeitstage speisten Mutter und Tochter allein, und Fürstin Kathinka, die bis dahin wenig Worte mit Lucie gewechselt hatte, sagte beim Dessert: „Komm nach Tisch in mein Zimmer, ich habe mit Dir zu sprechen.“

Lucie erröthete, ihr war, als stünde ihr eine Strafe bevor. So trat sie also mit starkem Herzpochen in das freundliche, mit hellem Möbelstoff tapezirte Zimmer der Mutter ein.

Alles war in demselben hellblau, sogar die Lampenglocke, Kathinka hatte immer gewußt, was ihr stand. Für blühende Blumen sorgte der Gärtner, sie standen mitten im Zimmer, und auf das runde Sofa unter ihnen setzte sich die Fürstin.

„Nück' Dir einen Stuhl heran,“ sagte sie zu dem Mädchen.

Lucie gehorchte. Kathinka war fast verlegen, so weit sie es überhaupt sein konnte, als sie anfang:

„Du weißt, Lucie, die Frau übernimmt bei ihrer Verheirathung viele Pflichten, das wird Dir morgen Abend in der Kapelle noch einmal klar gemacht werden! Einige dieser Pflichten sind nun höchst peinlich, aber sie sind darum doch unumgänglich nothwendig.“

Lucie glaubte vor Beklemmung und Herzklopfen zu ersticken; sie sah ihre Mutter mit ängstlichen Augen an.

„Es ist nun einmal so die Bestimmung der Frau,“ sie wollte fortfahren, wie ihre Mutter ihr gesagt, „Kinder zu bekommen,“ aber ihr fiel ein, daß solch Wurm wie ihre Tochter gewiß nicht dazu bestimmt sein könnte! Wozu sollte sie sich die Unannehmlichkeit machen, dies Thema zu berühren? Darum sagte sie anstatt dessen: „Dem Manne unterthan zu sein! Und ich wollte Dir darum heute Abend noch sagen, daß Du Deinem Manne in jeder Weise gehorsam und zu Willen sein mußt.“

„Ich weiß, Mama!“ sagte das Mädchen, erleichtert aufathmend. Mit dem feinen Instinct der Frauennatur hatte sich genau gefühlt, daß die Mutter noch etwas anderes hatte sagen wollen, irgend etwas Banges, und als sie später auf ihr Zimmer gegangen, überwältigte eine Art Angst sie von Neuem. Sie riß sogar das Fenster auf und schauke in die zauberische Mondnacht; jetzt hätte sie den Muth, das „Nein“

zu sagen; jene Pflichten, zu denen der Priester sie morgen einsegnen würde, machten ihr Blut erstarren. Doch allmählig beruhigte sie sich; die Mutter hatte gewiß nur gemeint, sie dürfte keinen Anderen so lieb haben und an Niemandem Gefallen finden, wenn sie einmal verheirathet wäre, und das würde sie auch nimmer.

Darauf setzte sie sich hin und schrieb ihrem Bruder einen langen Brief, schrieb ihm, wie die Bäume alle gewachsen wären, besonders der Kastanienbaum, den sie Beide einmal gepflanzt, daß der alte Gärtner noch lebte u. s. f. Dann sagte sie ihm, wie leid es ihr thäte, daß er morgen nicht dabei wäre, obgleich sie ihm gewiß nicht gefallen würde, sie wäre sehr klein geblieben, „und weißt Du, immer noch so, immer nicht gerade“ und sie würde es auch nie werden, was sie früher gehofft. Dies mußte er wissen, damit sie ihn nicht enttäuschte, wenn sie Beide sich einmal wiedersehen würden.

Als sie den Brief beendet, legte sie sich hin und schlief ruhig bis in den Tag hinein. Ihre Fenster lagen nach Nordwesten, und die helle Sonne, welche das ganze übrige Haus durchleuchtete, konnte sie nicht stören.

VIII.

Fürstin Kathinka hatte sich die Festlichkeiten dadurch recht erschwert, daß sie auf dem Lande stattfanden; für die Meisten der Eingeladenen hatte sie Zimmer herrichten lassen, und Viele kamen schon im Laufe des Vormittags herausgefahren. Die Braut war auf Wunsch der Mutter

nicht sichtbar, ehe man sich zur Kirche begab. Um 5 Uhr fand ein Diner statt, an dem sie natürlich nicht Theil nahm, um 8 sollte die Trauung sein und um $\frac{1}{2}$ 10 der Ball seinen Anfang nehmen. In der Früh sollte das Brautpaar, indem es zur Stadt fuhr, das Signal zum Aufbruch geben. Es war also ein langer Tag, der vor Allen lag, am kürzesten erschien er Lucien. Sie blieb zwar in ihrem Zimmer und war bis fünf Uhr, wo ihr ein Diner servirt wurde, nach welchem ihre Toilette begann, ohne jede Beschäftigung. Aber da sie sich vorgenommen, den letzten Tag der Freiheit recht zu genießen, schaute sie seelenvergnügt aus dem Fenster. Viel war nicht zu erblicken, nur der Vorgarten und der Landweg, welcher zur Stadt führte, aber da sie sich so sicher und allein fühlte, überkam sie eine kleine, kindische Erregung über die eigene Wichtigkeit: Sie war zum ersten Mal die Hauptperson eines Festes! Daß dies Gefühl in die peinlichste Scheu umschlagen würde, sowie sie unter die Anderen träte, wußte sie, derweil freute sie sich aber. Dazu kam, daß sie Apfelsinen sehr gern aß, und eine ihrer Tanten ihr ein Körbchen voll mitgegeben, als sie die Stadt verlassen. Diese verzehrte sie jetzt, denn man hatte in dem Wirrwarr vergessen, ihr das Frühstück zu bringen. Sie glich nicht einer Braut an ihrem Hochzeitstage, sondern einem ausgelassenen Kinde, als sie mit ihren Apfelsinen erst Ball spielte, sie dann verzehrte, zum Fenster hinauskuckte und wiederum neuen Vorrath aus dem Korbe holte.

Nach 5 Uhr begann aber auch für sie der Ernst des Tages, denn ihr Kammermädchen, unterstützt von dem ihrer Mutter, begann sie anzukleiden. Die Hochzeitsgeschenke ihres Verlobten hatte sie schon in der Stadt empfangen, und den

Brillantschmuck, welcher unter ihnen gewesen, sollte sie anthun. Sie war nicht etwa gleichgültig für Schmuck und Tand, sondern sie hegte eine Art Widerwillen dagegen. Sie hatte sich seit Jahren schon für eine Carrikatur gehalten und empfand schmerzlich die Lächerlichkeit, welche darin lag, wenn sie sich putzte. Doch sie schwieg: einmal mußte sie noch über sich bestimmen lassen, als Frau würde sie sich nur in dunkle Stoffe kleiden und bei nächster Gelegenheit alle ihre eleganten Toiletten verschenken. Dabei fiel ihr ein, daß sie ja geloben sollte, Grégoire in Allem gehorsam zu sein! Wenn er nun wünschte, daß sie sich schmückte! Aber sie hatte ein Vorgefühl, als würde er nicht viel von ihr wünschen und sich nicht viel um sie kümmern. Warum heirathete er sie denn aber eigentlich? Und wie nun die Stunde der Trauung herannahete, wurde ihr plötzlich klar, daß er sie nicht heirathen dürfte. Sie hätte am Liebsten aufgeschrien und wurde immer kurzathmiger! Aber sie mußte still sitzen, während ihr die Gedanken überwältigend im Kopfe herumtobten. Sie hätte nicht Alles über sich ergehen lassen dürfen, sie hätte einmal ordentlich nachdenken müssen, — aber jetzt, jetzt kam ihr die Ueberlegung? Da hörte sie schon der Mutter Schritt im Corridor, das Krauschen der langen Schleppe, und mit ihrem Eintritt erstarben Lucie's Gedanken. Fürstin Kathinka hatte noch Aenderungen an dem Brautkleide vorzuschlagen; sie ließ zuerst alle Lichter entzünden, dann mußte Lucie sich mitten in das Zimmer stellen, und die Fürstin gab den Frauen vom Sofa aus ihre Befehle.

„Nichts sitzt wie es sollte! Natürlich!“ entfuhr ihr einmal ungeduldig.

Diese Aeußerung trieb Lucien alles Blut in die Wangen,

die Mutter beachtete es aber nicht, denn es wurde gemeldet: Alles wäre bereit.

Die Gäste waren schon in der Kapelle versammelt, als Fürstin Kathinka, ihre Tochter am Arm führend, eintrat. Ihr folgte der Verlobte, von seinem Vater geleitet. Die Kapelle war nur klein. Vor einer Art Altar stand ein Bischof, mehrere Priester waren noch im Allerheiligsten und griffen nur hin und wieder in die Ceremonie ein. Lucie zitterte etwas am Arm der Mutter, die Fürstin drückte ihr aber unsanft die Hand und flüsterte: „Nimm Dich zusammen.“

Jetzt stand die Braut wie ein Steinbild so regungslos und weiß vor dem Bischof. Rechts von ihr Grégoire, neben ihm sein Trauvater, links von Lucie, als Traummutter, die Tante Marie. Sie, wie der Trauvater, hielt eine große Wachskerze, welche bis zur Erde reichte, in der Hand. Lucie's weit geöffnete Augen mit dem leidensvollen Ausdruck verklärten das bleiche Gesicht. Ihre Gestalt, in dem weißen Atlaskleid, das mit Myrthen überfüet war, und auf das die Goldfäden und der Schleier vom Haupte reich herab fielen, sah schwächlich und zart aus; von der Verwachsung merkte man wenig. Die Mutter allein, welche mit Demeter Canvala hinter ihr stand, sah sie; wäre Lucie aber durch ein Gotteswunder plötzlich grade geworden, Fürstin Kathinka würde sie doch noch für verwachsen gehalten haben. Sie selbst allerdings war von so seltenem Wuchs, daß sie schwer ihres Gleichen fand.

Der Bischof begann die Feierlichkeit mit monotoner Stimme. Fürstin Kathinka schob sich eine kleine Strohecke heran, um auf sie zu treten, da der Boden der Kapelle aus Fliesen war; dann legte sie sich ihre Schleppe grazios zurecht.

Sie trug ein weißes Kleid, wie ihre Tochter, die großen lila Blumen erinnerten aber immer noch an Halbtrauer. Das blonde Haar war wellig zurückgenommen und in antiker Weise am Hinterkopf aufgesteckt. Sie war ein schönes Bild, und merkwürdigerweise war sie es um ihrer selbst willen, nicht um irgend Jemand zu gefallen, nur weil es sich für sie so schickte.

Die versammelte Gesellschaft folgte der kirchlichen Handlung nicht andächtiger als die Mutter der Braut, die sogar hin und wieder ein Paar Worte halblaut mit ihrem Nachbar wechselte. Die Freunde des Verlobten, unter ihnen auch der maassgebende Jonny, nahmen interessante Posen ein, theilweis erzwungen feierlich. Andere spöttelten aber ungenirt und flüsterten sich Dummheiten zu. Auch Grégoire wollte ein möglichst unbefangenes-spöttisches Gesicht machen, konnte aber eine Art Verlegenheit nicht bemeistern. Dies Gemisch im Ausdruck ließ ihn noch weit thörichter erscheinen als gewöhnlich. Trotzdem fanden die Damen ihn schön und bedauerten ihn.

„Lucie kann wirklich von Glück sagen, daß sie solch einen hübschen Jungen zum Mann bekommt,“ flüsterte man in der Damenecke, wo in einer Atmosphäre von Parfüm und unter dem Rauschen der schweren Kleiderstoffe einige Bemerkungen über die Toiletten unbemerkt hingingen.

„Der Brautanzug ist überladen!“ „Kathinka sieht jünger aus als die Tochter!“ „Marie Libescu kommt sich sehr wichtig vor!“ Letzteres war richtig. Lucie's Tante war eine sogenannte ernste Frau. Ob sie sich die Rolle selbst gewählt, oder ob sie ihr durch die Verhältnisse aufgezwungen worden, hätte man nicht entscheiden können; jedenfalls klammerte sie sich an die Werthlosigkeit all der Dinge, die ihr

versagt waren, und legte nur Gewicht auf Ernst und Geist. In solch eine Ceremonie suchte sie sich nun ganz zu vertiefen, während Grégoire's Nachbar ihm hin und wieder: „Hörst Du!“ „Siehst Du, mein Sohn,“ und ähnliche Fadaheiten zuraunte.

Lucie stand ganz still da. „Des Herren Diener Grégoire“ und „des Herren Dienerin Lucie“ tönnten immerfort an ihr Ohr, weil diese Formel so oft wiederholt wurde. Dann wieder „Deine Dienerin Lucie“ und je mehr sie äußerlich zu erstarren schien, um so mehr beunruhigte sie sich innerlich. Aber sie hatte ihr Leben lang geschwiegen, sie wußte, daß sie auch jetzt nicht die Worte herausstoßen würde, die sie schon so lange hatte sagen wollen: „Ich will nicht.“

Der Priester steckte ihr den Ring an den Finger, setzte ihr die Blumenkrone auf's Haupt, und Blumen regneten von dem Chor auf die Anwesenden herab; dann tranken sie aus demselben Glase, aßen von demselben Brote, und gingen dreimal um den Traualtar herum, Grégoire trippelte dabei auf seiner Braut Schleppe, und dann war Alles beendet. Man küßte Lucie von allen Seiten, die Tante Marie weinte, auch die kleinen Cousinen, ihr Schwiegervater küßte ihre Stirn, auch die eigene Mutter berührte sie, ihr Mann nicht, nein, — er bot ihr nur den Arm, und sie gingen dem Hochzeitszuge voran. Die Dienstboten an der Kapellenthür küßten ihr das Kleid und die Hand, im großen Saal standen die Diener in der blauen Livrée mit den silbernen Brettern voller Bonbons, und der Haushofmeister selbst servirte der Braut den Champagner. Grégoire sagte ihr ein freundliches Wort, dann sprach sie wieder mit den Anderen und war ganz benommen, so daß sie nicht mehr wußte, in welchem Zimmer sie sich befand und ob sie saß oder stand. Der

Bräutigam schien nicht benommen; er hatte einen Glanz im Auge wie noch nie, so daß Sonny zu seinem Freunde, dem jungen Masu sagte: „Er ist doch verteuftelt glücklich, daß man ihm die Million aufgebuckelt! Dabei weiß ich, daß er der Belescu, die mir immer seine Dummheiten erzählt, geschworen, er würde Lucie nicht heirathen!“

Sie zuckten Beide die Achseln und lachten. „Wir hätten es auch nicht anders gemacht,“ meinten sie und gingen an die Damen heran, um ihre Glückwünsche auszusprechen.

Nun sollte der Tanz beginnen; auch die Musikanten waren natürlich aus der Stadt mitgebracht und saßen in einer Ecke des weißen Saales hinter großen Pflanzen. Der Saal war hübsch erleuchtet, er hatte lichte Wände, ohne weiteren Schmuck, wie es sich für ein Landschloßchen geziemt. Das Brautpaar mußte den Ball eröffnen, hätte Lucie früher daran gedacht, würde sie sich geängstigt haben, sie merkte es aber erst, als Grégoire ihr den Arm bot, um sie in den Saal zu führen. Sie tanzten einmal durch den Saal, dann nahmen sie auf einem der weißgeblühten Divane Platz. Als Grégoire nach einer kleinen Weile aufstand, rückte Lucie in den Erker hinein, um sich die eleganten Menschen anzusehen, die so sorglos tanzen konnten, nachdem der Priester eben erst von Tod und Auferstehung, von Gott und Teufel geredet hatte. Ihr selbst war die tanzende Bewegung zuwider gewesen, aber das Zuschauen war ihr nicht unlieb. Das lange Stehen in der Kirche hatte sie müde gemacht, darum legte sie den Kopf an das Fensterbrett hinter ihr und manchmal war ihr, als müßte sie einschlafen. An ihr vorbei rauschten die tanzenden Paare, sie war die Veranlassung der festlichen Stimmung, sie galt als Hauptperson, und doch ging Alles ohne sie weiter, sie konnte fehlen und

Keiner merkte es! So war es immer gewesen, würde es auch in der Zukunft so sein? Sie selbst trug Schuld daran, sie hatte sich nie um die Andern bemüht. Jetzt mußte sie sich aber um Grégoire bemühen, für ihn sorgen, — das würde sehr merkwürdig, aber auch sehr schön sein. Und doch! selbst jetzt, wo sie wirklich mit ihm getraut war, konnte sie sich noch keine Vorstellung davon machen, wie sich die Zukunft gestalten würde. Sie hatte kein Bild der kommenden Zeit. Morgen früh würden sie zusammen in die Stadt fahren; aber was würden sie miteinander reden?

Die Musik umspielte angenehm ihre Gedanken, dazwischen tönte in Lucie's Ohr immer noch die monotone Stimme des Priesters: „Der Diener des Herren, Grégoire!“ Der Diener des Herrn! Wie oft hatte er es gesagt! Ihr würde es durch's ganze Leben klingen.

Wie eigen, daß Grégoire nicht wiederkam! Sie hatte ihn nicht vorbeitanzen sehen. Es war wohl schon eine Stunde vergangen, seitdem er sie verlassen? Gewiß rauchte er mit den Herren im Billardzimmer. Nun sie seine Frau geworden, mußte sie ihm nicht etwa nachgehen? Aber sie fühlte sich müde; wie sollte sie auch mit der furchtbar langen Schleppe sich durch die tanzenden Paare hindurch winden! Sie könnte hinfallen. Es war doch traurig, wenn man solch Mißtrauen in seinen eigenen Körper setzen mußte, — wie gut hatte es dagegen die Mutter!



Grégoire's Abwesenheit wurde lange nicht bemerkt, im Tanzsaal glaubte man, er wäre in den Nebengemächern, dort nahm man an, er tanzte mit seiner Braut im Saale. In der ersten Pause, als Lucie aus ihrem Erkerwinkel aufstand und ihr Schwiegervater ihr Gefrorenes reichte, fragte sie ihn, ob er etwa Grégoire gesehen, seit Beginn des Balles hätte sie ihn nicht gesprochen. Canvala fühlte einen eisigen Hauch, der ihn überlief, doch entgegenete er scherzend, daß er ihr den ungetreuen Gatten sogleich herbeischaffen würde, und eilte davon. Ganz merkwürdig war die Angst, die ihn beklemmte, rein lächerlich, denn der Junge spielte sicher im letzten Zimmer mit Jonny und Anderen Karten. Doch nein! Jonny machte der kleinen Bosilu den Hof, der junge Masu lag gelangweilt auf einem türkischen Sofa und rauchte, die letzten Zimmer waren ganz leer. Demeter befragte die Diener, keiner hatte ihn gesehen Sollte sein Sohn sich unwohl gefühlt haben und in einem der Schlafzimmer liegen? Er durchmaß die leeren Räume, nirgends Jemand, nur die alte Kammerfrau der Fürstin weckte er durch sein hastiges Eintreten; sie war auf einem Sessel vor dem Holzfeuer im Zimmer ihrer Herrin eingeknickt.

Im Saale nahm die Musik wieder ihren Anfang. Gott sei Dank, dachte Demeter. Wenn nur Niemand seinen Sohn vermisse, der Sicherheit wegen wollte er Lucie bitten, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen, doch das würde Kathinka ihm zu sehr verargen, darum nahm er Abstand davon.

Mein Gott, wenn der Junge ihm den Streich gespielt hätte und durchgebrannt wäre! Solch ein Dummkopf war zu Allem fähig! Zwar warum? Mit dieser Frage beruhigte Canvala sich wiederum. Er hatte ja keinen Grund davon zu laufen! Nur um Skandal zu machen, Aufsehen zu erregen? Canvala stieg die Treppe hinunter und trat in's Freie.

Es war scharfer Mondschein draußen, und der See lag beängstigend klar da! . . . Nein! das konnte nicht sein! Es war viel zu kalt, Grégoire hatte immer eine Art Wasserscheu gehabt. Und doch schauerte sein Vater zusammen. Er war baarhaupt, sein fast kahler Schädel fror, und er eilte dem Stall zu, schräg über die breite Einfahrtstraße. Alle Knechte schliefen.

„Zum Donnerwetter,“ schrie Canvala sie an, „war mein Sohn hier?“

Keiner verstand, was der alte Canvala wollte. Alle waren verschlafen und von dem reichlich gespendeten Wein halb betrunken. Canvala warf die Stallthür etwas beruhigter wieder zu: Wenn Grégoire sich ein Pferd genommen und davon geritten wäre, würde es wohl selbst auf diese Menschen einen Eindruck gemacht haben. Aber er war vielleicht zu Fuß aus dem Schloßbereich gegangen? Der Gärtner im Pförtnerhaus hatte noch Licht. Canvala durchmaß den breiten Einfahrtsraum wiederum mit eiligen Schritten und pochte an's Fenster. Der Alte öffnete.

„War mein Sohn hier?“ fragte Demeter.

„Der junge Herr Grégoire? Nein,“ und der Alte schmunzelte, „der hat wohl Besseres zu thun!“

„Zum Teufel, wo steckt er denn!“

Demeter eilte dem Hause zu. Vielleicht war Grégoire

doch in einem der Zimmer gewesen und hatte sich längst oben im Saal eingefunden. Canvala bog in das Glashaus ein, welches einen Theil des Schlosses bildete und zwar den, der zum Garten schaute, unterhalb des Tanzsaales. So gelangte er schneller in das Haus, und danach strebte er vor Allem. Ihn frov entsetzlich, bis in's Mark der Knochen, in dem leichten Gesellschaftsanzug, mit dem er sich der Nachtluft ausgesetzt hatte. Hier, in das Glashaus hinein, schien der Mond gerade mit seinem klarsten Licht, und als Canvala eingetreten, mußte er sich noch einmal nach dem dicht vor dem Hause liegenden See umschauen, der merkwürdig durch die Scheiben hindurch glitzerte. Der Raum war fast aller Pflanzen beraubt, die theilweis zur Dekoration der Kapelle und des Saales verwandt, zum Theil auch schon in's Freie geschafft worden; nur einige unschöne Pommeranzen-Bäumchen standen hier zwischen überzähligen Gartenbänken und Tischen. Demeter schritt eilig vorwärts, plötzlich stand er wie angenagelt. Auf einer der Gartenbänke lag Jemand. Es war gewiß nur ein Gärtnerbursche. Er trat näher, packte ihn an, und ein furchtbarer Schrei entfuhr ihm. Gerade schreien hätte er nicht gewollt, nur keine Störung herbeiführen, — doch es war geschehen! Schon hörte er eine Thür gehen und schaute sich scheu um. Es war der alte Gärtner, der ihm gefolgt und jetzt herbeieilte.

„Still, still, um Gottes Willen still,“ zischte Demeter, und lauschte: die Musik spielte ruhig weiter. Dann war es gut, und er schalt seine Angst, daß man ihn bis oben gehört hätte, irrsinnig.

„Nicht“, stöhnte er dann. Der Alte machte sich eilig davon. Canvala hatte nicht aus Furcht aufgeschrien; aus

rein physischem Schreck war ihm unwillkürlich der Laut entfahren, wie er die eiskalte Hand erfaßte, ihm war, als sei ihm durch die Berührung sein eigenes Blut erstarrt. Schon ehe das Licht kam, erkannte Demeter im Mondschein den Revolver; daß Grégoire seit einiger Zeit todt war, hatte er beim ersten Anfassen an der starren Kälte gefühlt.

Drum warf er auch jetzt kaum einen Blick auf ihn, sondern suchte irgend ein zurückgelassenes Schreiben in seiner Brusttasche. Vergebens, schließlich fand jedoch er auf dem Tisch zwei. Zuerst erbrach er das an Lucie:

„Verzeihen Sie mir, ich konnte aber nicht anders,“ stand darin. Demeter steckte es in seine Tasche, er athmete auf und erbrach dann das an ihn gerichtete.

„Ich war doch ein Canvala, ich habe Wort gehalten, sie ist meine Frau, Dein Gut ist gerettet, mehr konntest Du nicht verlangen.“

Demeter ging auf und ab. Ja, der Junge war immer dumm gewesen! Dem Namen nach seine Frau, aber was nuzte das ihm, dem Vater! Es gab keine Vormundschaft über eine mündige Frau.

Doch der Gärtner hatte nicht geschwiegen. Als er das Licht holte, theilte er dem Kammerdiener, der gerade auf der Treppe stand, die Nachricht mit.

Plötzlich verstummte die Musik oben. — Grégoire wäre mit dem Aufsehen, das er hervorgebracht, zufrieden gewesen.

Zuerst stürzte Sonny in's Glashaus hinein, oben hatte er zu Masu gesagt:

„Das hat er aus Versehen gethan, er hat sich nur anschließen wollen, ernsthaft hat er es nicht gemeint.“

Jetzt war er aber der Erste, der zum Priester eilte; vielleicht hatte Grégoire noch einen Funken Leben in sich,

und er sollte doch nicht ohne Licht sterben, dazu war er ein zu guter Junge gewesen. Nachdem er den Priester benachrichtigt, ging Jonny nicht wieder in das Glashaus: er konnte Todte nicht sehen, ohne es tagelang in allen seinen Nerven zu spüren. Grégoire wurde auch bald herauf geschafft in den weißen Saal.

Der Mond schaute weiter in das leere Glashaus und auf die verlassene Gartenbank. Er hatte dem jungen Erdenkinde viel Weisheit geschickt und sich bemüht, ihm Klarheit und Einsicht zu geben, aber vergebens. Legte der Mann doch kein Gewicht auf ihn, auch nicht auf den See, der ihn angelächelt und auf die großen Bäume in ihrer dunklen Pracht, die ihn deutlich gewarnt hatten! Sein Wohl und Wehe hing aber nicht von ihnen, nicht von den himmlischen Gestirnen und der ewigen Natur ab, sondern von den wandelbaren Einbildungen der Menschen, die da über ihm in fantastisch lächerlichen Gewändern, in bunten Flecken umhersprangen, und denen erschien er nun auch groß, der feige Erdwurm, um den der Mond sich jetzt verhüllte, und den der erste Sonnenstrahl des neuen Tages nicht mehr erblickte.

X.

„Muß ich denn um Dich alle Schande auskosten?“ hatte Fürstin Kathinka, zu ihrer Tochter gewandt, hervorgestoßen, dann hatte sie sich in ihr Zimmer eingeschlossen und sich den Schmuck und die Blumen und das Kleid selbst vom Leibe gerissen. Nach einer Weile beruhigte sie sich aber und klingelte nach ihrer Kammerfrau.

Lucie hatte sich in ihr Zimmer geschlichen, in dasselbe, in dem sie am Vormittage mit den Apfelsinen gespielt. So viel Kraft hatte sie gerade noch gehabt, mehr nicht; dort, vor ihrem Bette stürzte sie leblos zusammen.

Keiner war bei ihr, der für sie sorgte, Keiner, der im Stande gewesen wäre, nachzufühlen, welche Last auf ihr kleines Haupt gefallen. Aber nach einer halben Stunde kam sie von selbst zum Leben zurück: die für sie grausame Natur blieb sich treu, denn zu welchem Bewußtsein erwachte sie! Sie war eine Andere geworden in dieser Nacht, und doch mußte sie so weiter leben! Wie sollte sie das aber, sie, die einem Anderen das Leben gekostet! Was war sie denn, daß er lieber todt sein als mit ihr leben wollte? Sie trug die Schuld an diesem furchtbaren Unglück, sie allein, auch in ihren eigenen Augen. War sie nicht seit vielen Jahren, seitdem sie überhaupt ein Bewußtsein ihrer selbst hatte, überzeugt gewesen, daß sie nichts mit Anderen gemeinsam haben könnte? Warum war sie nicht ihrer Ueberzeugung gefolgt, warum hatte sie den Kampf gescheut und sich das Leben leicht gemacht? Nun hatte er sein junges, heiteres Leben darum lassen müssen und seine großen Augen geschlossen! Er hatte ihr gewiß nicht weh thun wollen, denn er war immer gut zu ihr gewesen, aber sie hatten sich doch gegenseitig das größte Leid zugefügt. Sie war Schuld an seinem Tode, aber sie mußte mit diesem Bewußtsein durch ein langes Leben gehen. O, ihr Theil war das schwerere. Wie sollte sie je wieder Ruhe finden? Wenn doch Alles vorbei wäre, und sie nicht mehr weinen brauchte, wenn sie ganz langsam so erstarren könnte und nie mehr unter die Augen der Menschen zu treten hätte. All die bunte Gesellschaft, in der sie sich die letzten Monate bewegt, erschien

wie höhrend vor ihren Augen, und sie stöhnte, wenn sie zurückdachte. An einem Abgrunde war sie die ganze Zeit gewandelt und nun war er, nicht sie hineingestürzt. Sie hätte ihn nicht todt sehen mögen. Aber sie mußte es gewiß, er war ihr Mann, sie durfte sich das Leben nicht wieder bequem machen, sie mußte sühnen und büßen.

Es war noch immer dunkle Nacht, die beiden Lichter am Toilettentisch, die nicht ausgelöscht, seitdem man ihr dort den bräutlichen Schleier und die schweren Goldfäden umgelegt, die ihren müden Kopf so herabgezogen, flackerten nur noch ein wenig auf. Lucie fuhr plötzlich erschreckt aus den Kissen; ihr war, als bewegte sich etwas im Zimmer: wenn ihres Mannes Seele keine Ruhe gefunden hätte und zu ihr gekommen wäre? Sie durfte nicht schreien, wenn er erschiene, auch nicht vor ihm schaudern; vielleicht hatte er ihr noch etwas zu sagen! Die Selbstmörder leben ja in Vampyrform weiter, — vielleicht käme er, um ihr Blut zu trinken? Sie richtete sich auf und blickte umher. Draußen war es dunkel, der Himmel mußte sich bewölkt haben. Sie stand vom Bett auf; ihr Kleid blieb am Bettrand hängen, und schwer zog der Goldfadenschmuck an ihrem Haupt; sie konnte kaum weiter gehen. Die große Uhr zeigte vier. Unter ihr ließ sie sich auf einem Stuhl nieder und begann zu weinen. Jetzt wurde an der Thür geklopft; ihr hatte es schon ein paar Mal so geschienen, aber sie war nicht achtsam gewesen; nun mußte sie jedoch öffnen; Alle hatten ein Recht sie zu richten. Wenn er selbst es wäre, in einem blutigen Gewande, sie mußte auch ihm entgegen gehen, — und eilig stürzte sie zur Thür.

Lucie sah wohl etwas irr und schen, wie ein gehektes Wild aus, daß die Eintretende nichts zu sagen wußte,

als: „Über Kind, Kind!“ sie am Arm nahm und zum Sofa führte.

„Immer Muth!“ fuhr sie fort. Es war die Tante Marie. „Dies ist reiner Unsinn! Wo ist dein Mädchen?“ Dabei zündete sie zuerst zwei unangebrannte Lichter, die auf dem Tische standen, an den flackernden Kerzen an und begann darauf den Schleier und Schmuck vorsichtig vom Haupte der kleinen bebenden Gestalt zu nehmen.

„Die Goldfäden schicken wir nachher gleich in die Dorfkirche, damit sie schon um das Muttergottesbild hängen, wenn der Sarg hineingesetzt wird.“

Lucien fuhr das Wort „Sarg“ wie ein spitzes Schwert durch's Herz.

Die Tante schnürte ihr dann das Kleid auf, warf ein Nachtgewand über sie und wollte sie in's Bett legen.

„Ach Tante,“ begann Lucie.

„Schweig jetzt, kein Wort,“ entgegnete diese. „Das ist ja unmenschlich, läßt man hier das arme Kind allein, als ob sie daran Schuld wäre! Leg Dich aber vor Allem zur Ruh.“

„Ich kann nicht!“

„Schlafen kannst Du vielleicht nicht, aber ruhen wenigstens,“ und die Tante zupfte das Bett etwas zurecht, worauf Lucie sich gehorsam hineinlegte. „Eiskalte Füße, natürlich, brennender Kopf, Keiner kümmert sich darum! In diesem ganzen Hause ist nichts als Unverstand!“ Dabei klingelte Marie.

Es dauerte nicht lange bis Lucie's Mädchen erschien. „Machen Sie hier Feuer im Ofen!“

Die Jungfer erwiderte schnippisch: „Ich werde es bestellen.“

„So! Dann mache ich es selbst an!“ entgegnete Marie und holte Holz aus dem Behälter heraus. Das Mädchen

verschwand darauf eilig und kehrte mit brennenden Kohlen zurück, so daß das Holz im Ofen bald laut knisterte. Marie Vivescu rieb unterdeß Lucie's kleine Füßchen. „Es ist natürlich ein großes Unglück,“ wandte sie sich an ihre Nichte, die sie immer noch mit starren Augen ansah, „aber an einem Manne, der so gottlos handeln konnte, hast Du nichts verloren!“

Lucie wollte Einwendungen machen, die Tante ließ sie aber nicht zu Worte kommen.

„Glaube mir, Du kannst froh sein, daß es Alles so gekommen ist!“

Darauf schwiegen sie Beide, nur das Feuer sprach noch laut in dem kleinen Gemach, und in einer halben Stunde war Lucie unter leisem Weinen eingeschlafen. Wie sollte sie auch nicht! Es war ja das erste Mal, daß Jemand an ihrem Bette saß und mit Interesse ihrem Athemzuge lauschte, — und das gerade in der Stunde, als sie ganz gleichgültig dagegen war.

XI.

Demeter Canvala hatte nicht geschlafen. Er wußte jetzt, was er zu thun hatte, und die Ungeduld den Anfang zur Verwirklichung seines Planes zu machen ließ ihn nicht ruhen. Sein Selbstvertrauen war zwar groß, aber es war doch etwas erschüttert worden durch Gregoires Tod. Er hatte seinen Sohn also nicht beherrscht und nicht durchschaut, selbstverständlich weil er sich keine

Mühe gegeben, aber sein Instinkt hätte ihm sagen müssen, daß er auf ihn achten sollte. Mit dem Jungen fühlte er keine Spur Mitleid, es war ihm an und für sich ziemlich gleichgültig, ob Grégoire lebte oder nicht, hätte Grégoires Tod nicht seine eigenen Interessen gefährdet. So wurde ihm die Nacht lang, zumal er sich, aus Rücksicht für seine Zimmernachbarn, ruhig halten mußte. Bald nach sechs Uhr Morgens ging er aber in den Saal, in dem der Todte aufgebahrt worden war. Er wollte, daß man ihn für sehr erschüttert halten sollte, und machte sich darum am Lager des Todten, an dem zwei große Wachskerzen brannten, zu schaffen. Es war aber Niemand da, außer dem Dorfpriester, der sehr schläfrig seine Vitaneien betete, darum warf sich Canvala bald auf einen Sessel; es war zufällig derselbe, auf dem die Braut vor einigen Stunden sich so gewundert, wo ihr junger Gatte bliebe.

Nach einer Weile stieg Demeter die Treppe hinab ins Freie. Auch dort herrschte noch die größte Stille. Die meisten Gäste waren in der Nacht gleich nach der Catastrophe heimgefahren, nur Verwandte und nahe Freunde befanden sich noch im Schloß. Aber Alle schliefen noch; auch die Dienstleute fingen jetzt erst an, leise die festtägliche Unordnung zu beseitigen. Es war ein bewölfter Morgen, die ganze Natur schien farblos, grau lag der See da, der bei Nacht im Mondschein so fantastisch gegligert hatte. Beim fahlen Morgenlicht zeigten sich die Bäume auch nur spärlich belaubt, nicht mehr als die compacten, schwarzen Massen, deren Formschönheit allein die Jugend ihres Blätterschmucks verrathen hatte. Canvala war eine energische Natur, er freute sich eines Kampfes, darum haßte er jede Ungewißheit. Er durchmaß den nicht großen Park einige Mal; an einer

Buchsbaumhecke schnitt der alte Gärtner einige übergewachsene Zweiglein gemächlich ab, Canvala erkannte nicht den Mann, der ihm in der Nacht gelehrt; er hatte die Nacht schon vergessen, so ganz lebte er in der Zukunft. Hin und wieder war er nahe daran zu vergessen, daß er ein trauernder Vater sein müßte. Endlich schlug es acht Uhr und an Fenstern, die geöffnet wurden und anderen kleinen Geräuschen merkte er, daß es endlich im Schlosse lebendig zu werden anfing. Er ging darum in's Haus, zumal er auch Hunger verspürte und ließ sich im Speisesaal von dem unangerührten Souper der Nacht etwas bringen. Auf der Treppe begegnete er Marie Livescu; an der kühlen Erwiderung seines Morgengrußes merkte er, daß eine ihm feindselige Stimmung in der Gesellschaft herrschte. Natürlich: sein Sohn hatte ein Aufsehen erregt, unter dem die ganze Familie litt. Dieser kühle Gruß gab ihm aber eine Art Humor; er fühlte sich förmlich durch ihn gekräftigt.

Jetzt galt es, die Zofe seiner Schwiegertochter ausfindig zu machen; es war nicht schwierig, denn der Intendant des Hauses war im Treppenslur und ließ Fräulein Anna kommen, die dann zu ihrer Herrin entsandt wurde. Der Sicherheit wegen drückte ihr Canvala ein Goldstück in die Hand, was alle Betheiligten Wunder nahm.

„Wo könnte ich ungestört mit meiner Schwiegertochter sprechen, lieber Bussi?“ fragte Demeter den Intendanten.

„Im blauen Zimmer der Frau Fürstin. Durchlaucht haben eben sagen lassen, sie ständen vor Nachmittag nicht auf.“

Bussi führte Canvala in das helle Gemach mit den blühenden Blumen in der Mitte, unter denen die Fürstin so schön aussah.

Lucie wachte auf, als das Mädchen leise eintrat, sie

hatte das wohl auch bezweckt, denn es giebt ein Reize, das den Schlaf weit sicherer verscheucht als ein Geräusch, und das Geheimniß dieses Reize besitzen die Kammerjungfern.

Herr Canbala wollte sie sprechen? Ihr Schwiegervater? Lucie erschrak, aber sie schickte das Mädchen mit der Antwort zurück, daß sie sogleich kommen würde. Was wollte er ihr anderes vorhalten, als was sie sich selbst gesagt: daß sie Grégoire getödtet hätte! Er würde ihr Vorwürfe machen, sie hätte ihm den einzigen Sohn geraubt. Sie mußte Alles über sich ergehen lassen, denn sie hatte es verdient. Es war furchtbar! Wie sollte sie den Muth finden, dem Vater gegenüber zu treten?

„Habe ich ein schwarzes Kleid hier draußen?“ sagte sie dabei mit klarer Stimme der Zofe, die zurückgekommen, um ihre Herrin anzuziehen.

Nein, es war nichts Schwarzes in dem hochzeitlichen Hause, und nachdem Lucie Befehl gegeben, es sollte augenblicklich aus der Stadt besorgt werden, ließ sie sich das Kleid überwerfen, welches ihr am nächsten lag. Ein merkwürdiges Gefühl von Spannung war in sie gekommen, etwas von einem wilden Trost; ihre Augen waren trocken; vor einer Dienerin würde sie auch nie geweint haben, aber ihr war nicht einmal zum Weinen zu Muth. Lucie erkundigte sich nicht nach der Mutter, sie fühlte, daß sie kein Recht mehr auf irgend eine Stütze hätte, sie mußte selbstständig sein und allein tragen, was ihr bevorstand.

Als sie aber auf den Corridor trat und die halbgeöffnete Saalthür sah, überfiel sie die Angst vor dem Todten. Wenn sie nur nicht zu ihm hineinzugehen brauchte! Sie hätte in ihr Zimmer zurück flüchten mögen, doch auf dem Flur waren Leute, welche sie schon gesehen hatten; sie senkte den Blick

und ging an ihnen vorbei, rasch, immer rascher, bis an das ihr bezeichnete Zimmer, und ihr Mund nahm einen starren Ausdruck an. Ein Diener stand vor der Thür, um sie ihr zu öffnen, und so befand sie sich plötzlich vor Demeter.

„Mein Kind! Meine einzige Tochter!“ hörte sie, und wie sie ihn groß anstarrte, beugte er sich über sie, dann fühlte sie sich von ihm umschlungen und saß neben ihm auf dem Sofa. Der Uebergang war zu unvermittelt gewesen, sie blickte ihn noch immer erschrocken an und regte sich nicht.

„Verzeih ihm!“ fuhr Demeter fort, „verzeih ihm Lucie!“ Er nannte sie zum ersten Male Du. — „Grégoire ist nicht ganz so schuldig wie er scheint.“

„Ich, ihm verzeihen?“ Und die Thränen traten in ihre Augen und rannen langsam über die leise zuckenden Wangen und die starren Mundwinkel, „ich, ihm verzeihen? Wenn er mir nur verzeiht!“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und lehnte schluchzend ihren Kopf in das Sofa zurück.

Canvala war sehr klug: Er glaubte alle Stimmungen, in denen er seine Schwiegertochter finden könnte, im Voraus berechnet zu haben, an diese hatte er aber nicht gedacht. Ihm wurde zu Muth, als hätte ihm Jemand plötzlich einen großen Luftstrom in den Hals geführt, so daß er mehrere Mal hinter einander tief Athem holen mußte, dabei fühlte er wie eine Art Leere im Kopf. Es war unglaublich, daß so etwas auf Erden geschehen konnte, — ihm fielen Geschichten aus der Bibel ein. Durch diese eine Aeußerung hatte er das Wesen des Kindes neben ihm verstanden, denn er war klug genug, um verstehen zu können. Wäre Lucie ein Mann gewesen, hätte sie auf seine Verachtung rechnen können, sie war aber eine kleine, schönäugige Millionärin,

die nun willenlos in seiner Leitung sein würde, und etwas wie Bewunderung regte sich in ihm. Sie schluchzte unterdeß fort in ihrer Ecke und beachtete sein Schweigen nicht. Er mußte seine Rolle aber, trotz der gemachten Entdeckung, weiterspielen, um Anderen zuvorzukommen.

„Lassen Sie mich Ihnen dies traurige Räthsel erklären, Lucie. . . .“

„O, bitte,“ unterbrach sie leidenschaftlich „sagen Sie nicht wieder ‚Sie‘. Ihr ‚Du‘ war so sehr gütig!“

Der häßliche, rohe Mann mit dem Faunengesicht beugte sich über sie, küßte ihre Stirn, nahm ihre beiden Hände in die seinen und sagte: „Du bist ja meine Tochter, Du sollst meine Stelle in meinem Leben ausfüllen.“ Dann küßte er ihre Hände, sie aber duldete es nicht, sondern küßte die seinen, und er zog sie näher an sich heran, so daß sie sich an seine Brust anlehnte. Ihr schien es eine heilige Stunde, und sie wagte darum leise flüsternd zu sagen:

„War ich ihm so sehr verhaßt, daß er lieber sterben wollte?“

„Im Gegentheil, er achtete Dich zu sehr, um Dir nur theilweis anzugehören, da sein Herz doch schon vergeben war.“

„Sein Herz vergeben?“ fragte sie befremdet.

„Es ist eine traurige Geschichte, Lucie, kannst Du es Dir nicht vorstellen? Er liebte von Kindheit auf. . . .“

Demeter wußte nicht recht, was er sagen sollte. Nichts von dem, was er sich zurechtgelegt, paßte jetzt; es mußte etwas anderes sein. Lucie horchte athemlos auf.

„Eine schöne Frau, die seine Liebe nicht erwidern konnte. . . .“

Demeter hätte fluchen mögen, daß er keine wahrschein-

lichere Geschichte fand. Aber Lucie's Fantasie arbeitete schneller; sie kannte nur eine schöne Frau.

„Meine Mutter?“ stieß sie hervor.

Es ging Alles ausgezeichnet, weit besser, als Demeter zu hoffen gewagt. Er nickte schweigend und seufzte; er wußte nichts zu erwidern.

„Weiß sie es?“ fuhr sie schüchtern fort.

„Nein, nein, sie darf es auch nie erfahren!“ unterbrach er sie eilig.

„Gewiß nicht!“ entgegnete Lucie. „Es ist zu furchtbar, Jemand getödtet zu haben, und schließlich trage ich doch die größte Schuld.“

„Er hat ein Wort für Dich zurückgelassen, auch eines für mich, in dem er uns bittet, zusammen seiner zu gedenken.“

Es war, als ob ein Schatten von Mißtrauen über Lucie's Augen huschte; ehe sie sich aber seiner geschämt, hatte Demeter ihn bemerkt und seine Ungeschicklichkeit bedauert. Sie aber fragte sich: „wozu würde er es sagen, wenn es sich nicht wirklich so verhielte?“

„Willst Du ihn nicht sehen?“ begann wiederum Canvala.

„Wenn Du es wünschest? entgegnete sie, „doch ich habe noch nie Todte gesehen!“

„Es wäre sehr freundlich von Dir, wenn Du ihm Deine Verzeihung noch brächtest, — vielleicht fühlt er sie!“

„Dann,“ erwiderte sie zögernd, „möchte ich am Liebsten ganz allein zu ihm gehen.“

„Gewiß, gewiß!“ sagte er, und doch war ihm, als hätte er den kurzen Einfluß, den er auf sie ausgeübt, schon wieder verloren.

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet, und die Fürstin Kathinka trat ein. Sie maß die Gruppe auf

dem Sofa mit befremdeten Blicken und drückte ihr Erstaunen unverhohlen in ihrer Bewegung aus. Ein glattes, schwarzes Seidenkleid umschloß ihre Gestalt, was sie fast mädchenhaft erscheinen ließ, und noch nie war Lucien ihre elegante Figur so aufgefallen.

Lucie hatte sich erhoben und näherte sich der Mutter, um ihre Hand zu küssen. Kathinka machte aber eine abwehrende Bewegung und Luciens Mund nahm wieder den starren Ausdruck an, den sie über Nacht gelernt hatte.

„Alle meine persönlichen Gefühle müssen schweigen einem Verlust wie dem Ihren gegenüber,“ sagte die Fürstin mit kühler Stimme zu Demeter. Er verneigte sich.

„Du kannst auf Dein Zimmer gehen,“ wandte sich Kathinka mit derselben tonlosen Stimme an ihre Tochter.

Lucie hatte immer schweigend gehorcht und noch war das erwachende Selbst in ihr unter dem Banne des Unglücks. Demeter öffnete ihr die Thür.

„Und was wir gesprochen, bleibt unser Geheimniß, nicht wahr?“ flüsterte er ihr leise zu. Sie nickte und ging den Corridor entlang; sie mußte wieder an der Saalthür vorbei und hatte sich vorgenommen hinein zu gehen; es erfaßte sie aber ein solcher Schauer, daß sie kaum genug Beherrschung behielt, um nicht bis in ihr Zimmer zu laufen.

Ihre Tante Marie erwartete sie dort in Hut und Mantel. Sie stand gerade am Fenster und rief in ihrer ungenirten Art einem Knecht auf dem Hofe etwas zu. Lucie fragte sie verblüfft: „Fährst Du fort?“

„Ja, und ich denke, Du kommst mit!“

„Ich? wohin?“

„Nur in die Stadt. Ich habe mit Deiner Mutter eine Auseinandersetzung gehabt. Sie wollte mich nicht sprechen,

so bin ich an ihr Bett gegangen und habe ihr die Wahrheit gesagt. Danach kann ich natürlich nicht in ihrem Hause bleiben! Des Begräbnisses wegen thut es mir leid, ich hätte da gern nach dem Rechten gesehen. Du hast jetzt Dein eigenes Haus in der Stadt und erlaubst, daß ich da absteige.“

Lucie begriff nicht viel von dieser Auseinandersetzung. Marie fuhr fort: „Deine Mutter geht ruhig nach Paris, als ob nichts geschehen sei. Wie ich sie fragte, was aus Dir würde, sagte sie, das ginge mich nichts an. Du bist zu jung, um allein zu bleiben, so dachte ich eigentlich zu Dir zu ziehen.“

Der Gedanke ihrer Selbstständigkeit war für Lucie ganz überwältigend.

„Das wäre sehr freundlich,“ erwiderte sie verlegen.

„Gar nicht freundlich, ich gebe nichts auf. Ich habe nicht Kind noch Regel, Du hast ein leeres Haus und brauchst Jemand; ich bin Deines Vaters Schwester, nichts einfacher, als daß ich zu Dir komme!“

„Du bist sehr gütig,“ sagte sie gerührt, „aber müßte ich nicht zu meinem Schwiegervater ziehen?“

Marie Livescu glaubte nicht recht an Unschuld junger Mädchen; sie hatte durch das Leben vergessen, wie leicht die Jugend alle Dinge unter einem Heiligenschein sieht.

„Du bist wohl toll! In das verrufene Haus, zu dem alten Sünder!“

„Du weißt, Tante, daß ich mich doppelt als seine Tochter ansehe, nun . . . nun er kinderlos ist!“

„Das kannst Du ja auch; darum bleibt aber das einzig Vernünftige, Du kommst jetzt mit mir zur Stadt. Du hast nicht einmal Trauerkleider, und zur Beerdigung darfst du nicht hier bleiben, das fände ich unpassend.“

Lucie dachte an den todten Mann im weißen Saale, — sie stellte ihn sich immer in blutigen Gewändern vor, dachte an die beleidigende Art der Mutter und hätte aufschreien mögen: „Ja, nimm mich fort von hier!“ Aber doch zögerte sie; machte sie sich das Leben nicht wieder zu leicht?

„Ich will meinen Schwiegervater wenigstens fragen und der Mutter Lebwohl sagen.“

„Fragen, immer fragen! Lucie, Du mußt jetzt lernen selbstständig zu sein. Schreib' ihnen nachher aus der Stadt ein Wort,“ sagte Marie ungeduldig.

Die Versuchung war zu groß; wer so plötzlich selbstständig wird, weiß nie, wo seine Rechte aufhören: Fünf Minuten später fuhr Marie in dem Coupé, welches für das junge Paar bestimmt gewesen war, mit der tief verschleierten Lucie zur Stadt.

XII.

Dem Gesetze nach ist meine Tochter durch die gestrige Ceremonie mündig?“ fragte Fürstin Kathinka ihren Vetter, als sie allein geblieben waren.

„Ja, schöne Cousine, sie ist vollkommen selbstständig geworden.“ Es klang ein wenig herausfordernd, so viel Mühe er sich auch gab, es nicht merken zu lassen.

Kathinka seufzte. Was nützte es ihr, da sie sich der Tochter doch nicht entledigt hatte!

„Ich möchte die junge Wittwe nicht mit nach Paris nehmen, um das Aufsehen, welches das gestrige Unglück ge-

macht, nicht noch unnöthiger Weise durch Europa zu zerren," sagte sie, nachdem sie Platz genommen.

"Wozu auch? Lucie's Haushalt ist eingerichtet, warum sie nicht hier lassen?"

"Sie ist zu jung!"

"Aber ungefährlich. — Davon haben wir ja den besten Beweis."

Kathinka wandte ihm den Blick zu, nicht drohend, nicht strafend, nur kalt musternd.

"Ich hielt Sie bisher für einen Weltmann," entgegnete sie ruhig, „ihr letzter Satz klang nicht danach.“

Er lachte auf.

"Wollen wir Verstecken spielen? Wozu? Sie wollen von der Tochter befreit sein, mir liegt an der Verwaltung ihres Vermögens.“

Die Fürstin stand auf. Einer Frau ihrer Art war jede Wahrheit empörend, nur die Form derselben vertrug sie; nie würde sie verziehen haben, daß man ihre Selbstsucht durchschaute, und es zu äußern wagte. Sie wollte für eine gute Mutter gelten.

"Sie irren sich, Herr Canvala," sagte sie. „Ich werde Ihnen den besten Beweis Ihrer falschen Voraussetzungen geben, indem ich morgen, gleich nach der Beerdigung, mit meiner Tochter nach Paris reise.“ Damit verließ sie das Zimmer.

Sie war erbittert gegen Canvala, weil sein Sohn ihr die Schande angethan, sich zu erschießen, — unwillkürlich machte sie ihn dafür verantwortlich, — ferner hatte sie sich geärgert, daß sie ihn in einem Gespräch mit Lucie angetroffen. Nun er aber noch, anstatt an sie zu denken, und die Schwierigkeiten, die ihr durch seines Sohnes Schuld

erwachsen, gehörig zu beklagen, sich dazu herausnahm, sie für eine schlechte Mutter zu halten, war er ihr verhaft.

Gerade sie, die beste Mutter der Welt, die Alles ertragen, die ihrer Tochter nie vorgeworfen, was sie ihr für Opfer auferlegte, sie galt in seinen Augen für egoistisch! Solch eine Meinung konnte auch nur Demeter Canvala haben, der rohe Patron, der selbst kein andres Motiv als Selbstsucht kannte! Wie gut, daß diese Heirath nicht zu Stande gekommen war! Sie mußte Lucie jetzt mit nach Paris nehmen, weil sie es einmal gesagt hatte, aber nach einem Jahre könnte sie sich in ein Kloster zurückziehen. Nonne durfte Lucie zwar nicht werden, aber jedes Kloster würde sich freuen, sie aufzunehmen; sie könnte sich z. B. bei Agapia ein hübsches Haus bauen lassen. Es würde wirklich weit besser werden, als sie gehofft, wenn die erste Zeit mit dem peinlichen Aufsehen überwunden wäre. Das würde man ja auch überleben, schwarz stand ihr außerdem gut, kurz die Zukunft war nicht so schlimm, wie es zuerst den Anschein gehabt hatte.

Fürstin Kathinka's kaum gewonnene Seelenruhe wurde eine Viertelstunde später arg erschüttert, als die Kammerfrau, welche sie nach ihrer Tochter ausgesandt, mit dem Bescheid zurückkehrte, die junge Frau sei mit Frau Livescu zur Stadt gefahren. Kathinka hatte ihrer Schwägerin zu verstehen gegeben, sie durchschaute, warum dieselbe sich für Lucie interessirte. Die Fürstin fühlte, daß sich Marie gerächt, indem sie Lucie für sich gewonnen, doch zweifelte sie keinen Augenblick daran, ihre Tochter würde einer Aufforderung heimzukehren, sofort entsprechen. Aber es war unbequem, erst noch einen reitenden Boten nach der Stadt zu senden, und Kathinka's Laune verdüsterte sich immer mehr.

Demeter Canvala hatte unterdeß beschloffen, seinen Sohn in die Stadt transportiren zu lassen; vor Abend ließe es sich zwar nicht ausführen, und er mußte selbst vorher dort Vorkehrungen treffen. Wenn es ihm gelänge, mit Lucie heimzufahren, hätte er einen wirklichen Schritt vorwärts gethan! Als er hörte, daß sie bereits das Schloß verlassen, war er zweifelhaft, ob dies zu seinem Gunsten oder Ungunsten wäre. Er hatte eine Waffe gegen sie in der Hand, aber ihm kam vor, als hätte er sich mit der Fürstin um die Beute gestritten, und ein Dritter sie unterdeß in Sicherheit gebracht.

Frau Livescu war aber nicht wie Kathinka, sie würde sich bald selbst in Lucie's Augen schaden. Da Nachdenken nicht gerade Canvala's Sache, ließ er anspannen und fuhr zur Stadt, das Uebrige würde sich dort finden.

Fürstin Kathinka sah ihn ohne die geringste Besorgniß davon fahren, sie freute sich, ihn nicht mehr im Hause zu haben, denn er hatte sie geärgert. Daran dachte sie nicht, daß er Lucie folgen könnte.

Gregoire's Leiche wurde immer noch ausschließlich vom Priester bewacht, Fürstin Kathinka theilte ihrer Tochter Scheu vor Todten. Sie ging jedoch am Nachmittage mit den wenigen Verwandten, die zurückgeblieben waren, in den Garten und pflückte eigenhändig Laub und so viel Blumen, wie sie fand, zur Ausschmückung des Sarges.

XIII.

Das Stadthaus, in das Lucie nach dreitägiger Abwesenheit als Frau wieder zurückkehrte, machte ihr einen weit tieferen Eindruck, als sie sich hätte vorstellen können. Die Dienerschaft war zwar schon in der Früh von den Ereignissen unterrichtet worden, aber da sie keinen Befehl bekommen, etwas im Hause zu ändern, hatte dasselbe seinen festlichen Anstrich bewahrt. Lucie eilte an der Seite der Tante nun allerdings tief verschleiert durch den großen Flur, aber sie sah doch alle die Blumen und Kränze und die Thränen rannen ihr aus den Augen, besonders als sie in die Zimmer trat, die bisher von der Mutter bewohnt worden.

Sie weinte nicht um Grégoire allein, auch um den Vater; ihr schien, als wäre sie ihm viel näher gerückt, vielleicht weil sie sich überhaupt älter fühlte, oder weil sie in die einst auch von ihm bewohnten Zimmer einzog. Vielleicht hatte auch irgend ein Zug an der Tante ihn ihr lebhafter in's Gedächtniß gerufen.

„Ich möchte lieber ruhig weiter in meinen Zimmern nach dem Garten hinaus wohnen, Tante,“ sagte Lucie, sowie der Diener sie verlassen, „zieh Du hierher.“

Marie hatte unterdeß das Zimmer genau in Augenschein genommen; es war das sogenannte Arbeitsgemach der Fürstin Kathinka; sie öffnete auch das Toilettenzimmer und blickte in die Schlafstube, dann meinte sie:

„Weißt Du, das Schlafzimmer lassen wir so, bis Du Dich einmal wieder verheirathest.“

„Aber, Tante!“

„Und stellen“, fuhr sie unbeirrt fort, mit ihrem Sonnenschirm die eine Wand ausmessend, „Dir ein Bett hierher ein, da benutzt Du bequem das Toilettenzimmer. Nebenbei“, und sie öffnete die Thür zu dem früheren Wohngemach der Fürstin, „ist Dein Zimmer, daneben der kleine Saal. Deine frühere Wohnung beziehe ich. Ich könnte auch meines Bruders Räume, in denen Dein Mann wohnen sollte, nehmen, da müßte ich aber wieder heraus, wenn Du heirathest!“

„Ich versichere Dich, liebe Tante, ich werde nie heirathen, wie kannst Du nur . . .“

„Natürlich mußt Du das jetzt sagen, ich rede auch nur von der Zukunft; ich will ja gar nicht, daß Du den armen Grégoire vergift, obgleich er, weiß Gott, kein Mitleid verdient.“

Lucie schwieg. Es war eine merkwürdige Selbstständigkeit, zu der sie gekommen! Sie dachte aber an Grégoire und an das überraschende Geheimniß mit ihrer Mutter. Wie lieb mußte er sie gehabt haben, daß er um sie gestorben, denn sterben schien ihr etwas Entsetzliches.

„Nimm zuerst Deine Sachen ab,“ fuhr die Tante fort, „und leg Dich hin. Ich wollte gleich weiter fahren und Dir ein Kleid kaufen, auch für mich eins, denn da ich bei Dir wohne, muß ich natürlich auch tiefe Trauer tragen. Du hast zu wenig geschlafen, ruh Dich, ich werde bestellen, daß Du Niemand empfängst.“

„Wer sollte auch kommen! Aber ich danke Dir,“ sagte das Kind. „Doch möchte ich viel lieber wieder in meine kleinen Zimmer“

„Das geht nicht,“ wiederholte die Tante und verließ ihre Nichte.

Lucie hatte das Zimmer verdunkeln lassen, aber sie dachte keinen Augenblick daran sich niederzulegen. Ihr war, als würde sie so lange nicht wieder schlafen können, bis sie nicht genau wußte, wie man sich den Tod aus Liebe geben könnte!

Sie ging langsam im Zimmer auf und ab, auch in die Nebenstube und schaute sogar in das Schlafzimmer mit dem mächtigen Bette, auf dessen drei Fenstern die warme Frühlingssonne brannte. Trotzdem schauerte sie zusammen und verschloß die Thür mit dem Schlüssel. Sie wollte nie wieder hineintreten; dann ging sie in die Gemächer, welche sich auf der anderen Seite an ihr neues Zimmer angeschlossen. Dort war der kleine Saal, in dem damals ihre Verlobung stattgefunden; dann der große. Wie kalt, trotz der Frühlingsluft draußen! Hier hatte sie getanzt, mit Grégoire und auch mit Jean Grivescu. Sie dachte an ihn und an seine irre Mutter. Jetzt fühlte sie in sich ein neues Verständniß für alles Leid, als wäre sie bis gestern ein Kind gewesen und plötzlich ganz alt. Darüber mußte sie schluchzen, als sie aus dem Saal in das türkische Zimmer trat. All diese Räume sollten nie wieder bewohnt werden? Doch, doch! Wenn ihr Bruder heirathete, wollte sie ihm den ganzen Palast einräumen und in irgend ein kleines Landhaus ziehen, weit weg. Dann sollten auch einmal Kinder auf den niedrigen Polstern spielen; waren sie nicht wie gemacht für Kinder, deren zarte Köpfschen hier kein harter Stoß treffen konnte? Als Lucie weitergehen wollte, hörte sie Fußtritte hinter sich. Gewiß folgte ihr irgend ein Diener, der sich wunderte, wer die Thüren geöffnet hatte. Sie wandte sich erwartungsvoll um, auf ihren Lippen schwebte ein kurzer Befehl, sie allein zu lassen, — als sie ihren

Schwiegervater erblickte. Sie wurde dunkelroth, wie wenn sie auf einer Unthat ertappt worden wäre, als er sich ihr schweigend näherte.

„Sie sind's?“ stieß sie etwas unsicher heraus und ging ihm entgegen.

„Wie konnten Sie mir das anthun?“ fragte er ernst und mit gut gespielmtem Zittern in der Stimme.

„Ich konnte nicht bleiben,“ entgegnete sie schüchtern.

„Das sollten Sie auch nicht! Ich hatte schon längst den Wagen für Sie bestellt. Ich wollte sie in die Stadt bringen und die ersten Schwierigkeiten für sie ebnen! Ist das nicht mein heiliges Recht?“

„Sie sind gar zu gütig,“ erwiderte sie gerührt.

„Sie lassen mich ja nicht! Sie kehren wahrscheinlich heute schon nach Verinesti zurück?“

„O nein, gewiß nicht!“

„Ihre Mutter hat Ihnen einen Boten geschickt, ich traf ihn eben im Hausflur.“ Damit übergab er ihr ein Briefchen.

Die Fürstin hatte mit Bleistift hingeworfen: „Ich erwarte, daß Du augenblicklich zu mir kommst, da wir morgen schon abreisen.“

Lucie las und wurde bleich. Natürlich würde sie zurückkehren, wenn die Mutter es wünschte! Canvala mußte diesen Gedanken auf ihrem Gesichte lesen, denn er fuhr fort:

„Wenn Sie auch dem Namen nach meine Tochter sind, — mein unglücklicher Sohn ist ja todt, ich habe keine Rechte, Sie sind frei, denn ein Versprechen, das Sie mir heut, durch meinen Schmerz erweicht, gegeben, hat keine bindende Kraft. Paris besitzt außerdem die große Anziehungskraft für die Jugend! . . .“

„Wie können Sie das sagen! Ich möchte mich lieber

in das Innere der Erde verstecken! Sie verstehen gar nicht was ich fühle!"

Er schwieg, zuckte aber mit den Achseln, damit sie weiter spräche.

„Aber wenn die Mutter es befiehlt?“ Sie sah ihn fragend an.

Canvala antwortete: „Ich kann nicht entscheiden, wer Sie mehr braucht, wo ihre nächste Pflicht liegt, das müssen Sie selbstständig thun. Ich ehre Ihren kindlichen Gehorsam, selbst wenn er mich um meinen letzten Trost bringt.“

„Was für ein Trost könnte ich Ihnen denn sein?“ erwiderte sie bitter und mißtrauisch.

„Sie mir? Sie fragen noch? Ein Lebensziel, die Sonne eines trüben Alters, — aber, Lucie, Ihre Mutter hat die nächsten Ansprüche, ich bin der Letzte, der Elternrechte herabsetzen will.“

Sie schwankte, sie mußte sich entscheiden. Der Mutter fielen es nicht schwer, ohne sie zu reisen, und ihr Schwiegervater war augenscheinlich unglücklich, wenn sie ihn verließ! Canvala sah, wie sie zögerte; er hatte Angst sie zu sehr nach einer Richtung zu drängen, weil sie ihm in der Rückwirkung ganz verloren gehen könnte. Das würde er zwar zu verhindern wissen, dachte er in sich, factisch entkommen sollte sie ihm nicht; aber es handelte sich auch noch um ihre spätere Stellung zu einander.

„Sie müssen dem Boten, der unten wartet, jedenfalls eine Antwort ertheilen. Soll ich sagen, um Ihnen einen Aufschub zu verschaffen, er könnte erst in einer Stunde zurückreiten?“

Lucie war damit einverstanden und setzte sich, als Canvala fortgegangen, an den Schreibtisch in ihrem Zimmer;

sie wurde aber sogleich von der heimkehrenden Tante Marie unterbrochen.

„Was! Dieser Canvala hat gewagt, dein Haus zu betreten? Die Unverschämtheit des Mannes grenzt doch an Wahnsinn.“

Lucie stand auf und warf sich dann laut schluchzend auf ihren Divan: „Ich weiß nicht, was ich thun soll!“

Es war kindisch und unbedacht, aber sie konnte sich nicht zusammennehmen. Sie hatte nicht den Muth, der Tante zu sagen, so dürfte sie nicht von Canvala reden, solche harten Worte verträge sie nicht.

„Liebe Tante,“ begann sie schüchtern, „siehst Du, ich habe meinen Schwiegervater lieb, er war sehr gut zu mir.“

„Gut! Mein Gott! Bist Du unschuldig! Du vergißt, daß Du reich bist.“

„Das vergesse ich gar nicht,“ sagte Lucie heftig, „ich werde ja durch Dich ewig daran erinnert.“

„Wenn Du damit sagen willst, daß ich nur Deines Reichthums wegen zu Dir gezogen bin,“ . . . und nun begann Marie zu weinen.

„Verzeih mir, Tante, und verlaß mich nicht. Ich weiß mir nicht zu helfen. Mama will, daß ich mit ihr reise, und Herr Canvala möchte, daß ich hier bliebe.“

„Natürlich ist Canvala im Recht. Wenn er das gesagt hat, ziehe ich Alles gegen ihn zurück.“

Lucie athmete auf, als ob ihr Schwiegervater durch das Wort der Tante zu einem Ehrenmanne gestempelt würde und setzte sich wieder an den Schreibtisch. Sie hatte der Mutter noch nie geschrieben. Es war schwer, ihr die Entscheidung mitzutheilen.

Lucie sagte es so bescheiden sie konnte, mit allem Dank

für das freundliche Anerbieten, aber dahinter war doch ein Nein, und das war durch Nichts zu mildern. Schließlich klingelte sie und ließ ihr Schreiben dem Boten aushändigen. Sie hatte gehofft, ihr Schwiegervater würde wiederkommen, sie wollte ihm gern den Brief zeigen, länger durfte sie aber mit der Antwort nicht zögern. Stunde auf Stunde verrann und Lucie blieb allein in dem halbdunklen Zimmer, sogar die Tante schien plötzlich vom Erdboden verschwunden zu sein.

Gestern um diese Zeit war das Unglück noch nicht geschehen! Sie legte sich hin und grübelte über Grégoire nach; sie war so müde, daß sie nicht mehr Angst vor ihm hatte, kaum mehr Weh, es war Alles wie lange vergangen, und ihre Augen blieben trocken. Sechs Uhr schlug es, als ein Diener sie aufschreckte und Herrn Canvala meldete. Lucie ließ diealousien aufziehen und ging ihm dann entgegen. Erst als sie sich bewegte, fiel ihr die eigene Mißgestalt wieder auf, und als sie dem großen Manne gegenüber stand, hatte sie das alte scheue Gefühl, sie wäre kein ganzer Mensch. Er redete Lucie auch jetzt wieder mit „Sie“ an; sie war bleich und zurückhaltend, denn unwillkürlich dachte sie doch an der Tante Worte.

„Ich erwarte Grégoire um acht Uhr; ich habe hinausgesandt, um ihn vom eigenen Hause aus begraben zu lassen!“ sagte Canvala.

Ein Schluchzen stieg Lucie in die Kehle, sie unterdrückte es aber.

„Lucie,“ fuhr er fort, „wenn man zu einem Menschen Vertrauen hat, muß man es ganz und gar haben! Wenn wir zusammen halten wollen für den Rest meines hoffentlich kurzen Lebens, muß ich auf eine Tochter rechnen können,

da darf nicht Jeder, der zwischen uns tritt und gegen mich redet, sie mir abwendig machen können!"

"Gewiß nicht!" entgegnete Lucie einfach. "Ich danke Dir für dies Wort! Siehst Du, nach ihm sehnte ich mich. Jetzt weiß ich, was ich zu thun habe. Mir hat noch nie ein Mensch solch ein Wort gesagt, sonst hätte ich auch die richtige Antwort gefunden, und wir würden dies furchtbare Unglück nicht zu tragen haben!"

Sie stand auf und ging an's Fenster, um ihre Thränen zu verbergen. Wie innig wollte sie an ihm festhalten, wie schämte sie sich, an ihm gezweifelt zu haben, — hätte Canvala den Begriff ihrer Treue gehabt, würde er muthiger in die Zukunft geschaut haben.

"Ich brauche Dir nicht zu sagen, Lucie," begann Canvala von Neuem, "wie peinlich es mir ist, an diesem schweren Tage an triviale Dinge zu rühren, aber ich kann nicht anders," und er seufzte laut auf, als er zu ihr an's Fenster trat. "Ich muß Dich um eine Vollmacht bitten."

Die junge Frau verstand nicht, was das sein konnte, sie hatte nur einen blinden Eifer, sich ihm unterwürfig zu zeigen. Es handelte sich vielleicht um Geld! Darum stotterte sie:

"Wenn Du mir die Ehre anthätdest, über Alles, was ich habe, zu verfügen."

Canvala empfand, wie schon einmal in der Früh, so einen Luststrom, der ihn fast erschreckte.

"Geld habe ich aber nicht, Mama hat Alles," setzte sie naiv verzeifelt hinzu.

"Wir brauchen nur morgen zu einem Notar zu fahren; vor dem unterschreibst Du, daß du mir die Verwaltung

Deines Besitzes anvertraust. Das muß geschehen, sonst bestehen Dich alle Leute und benutzen Dein kindliches Vertrauen, um sich zu bereichern.“

„Wie Du meinst,“ entgegnete sie und sah nicht ohne Bangigkeit den Boten, den sie vor einigen Stunden mit ihrem Brief zur Mutter geschickt, wieder in den Hof reiten. Auch Canvala erblickte ihn, aber mit einer höhnischen Freude; er stand hier oben am Fenster und würde sich nicht fort-rücken. Er legte nur seine Hand auf den Kopf der Kleinen und sagte:

„Habe keine Sorge, ich bin ja bei Dir.“ Sie küßte ihm dann die Hand.

Die Tante Marie hatte den Brief von Fürstin Kathinka in Empfang genommen und brachte ihn eilig ihrer Nichte. Sie runzelte die Augenbrauen, als sie Canvala erblickte.

„Die Vorbereitungen zur Beerdigung scheinen Ihnen doch noch Zeit übrig zu lassen,“ sagte sie nach der ersten Begrüßung.

„Meine erste Sorge gilt den Lebenden, gnädige Frau.“

Lucie unterbrach die Tante, welche eine harte Antwort geben wollte, mit fieberhafter Angst.

„Mein lieber Vater hat versprochen, sich meiner anzunehmen.“

„Dein Vater, mein Kind, war mein Bruder, mich wundert, daß Du einen Anderen adoptirst.“

„Kinder adoptiren nicht Eltern, sondern umgekehrt,“ warf Canvala dazwischen, „ich habe Lucie adoptirt!“

„Sieh erst zu, was Deine wirkliche Mutter schreibt.“ Marie wußte in diesem Augenblick wirklich nicht, ob es ihr nicht lieber wäre, ihre Nichte ginge nach Paris.

Lucie las das Billet ihrer Mutter bald zu Ende, es

war in der großen, festen Handschrift geschrieben und so kurz gehalten, wie alle Befehle der Fürstin.

Dem Kinde stieg während des Lesens alles Blut in den Kopf. Als Canvala sich ihr näherte, um in den Brief hineinzuschauen, faltete sie das Blatt zusammen und sagte: „Niemals.“

Dann wandte sie sich zur Tante, — sie war plötzlich die Herrin des Hauses geworden, — „willst Du so gütig sein, dem Diener mitzutheilen, es sei keine Antwort?“

„Nachher können wir wohl zu Tisch gehen,“ entgegnete Marie, ihr war der feierliche Ton ihrer Nichte unbehaglich.

Lucie nickte nur. Ueber die Worte der Mutter sprach sie keine Silbe. Nur als sie Abends allein in ihrem Zimmer war, und das Kammermädchen fortgegangen, holte sie das Blatt hervor, las es noch einmal und schloß es dann in den leeren Schreibtisch ein.

XIV.

Grégoire war begraben worden und Fürstin Kathinka gleich nach der Beisetzung abgereist. Lucie Canvala wohnte mit ihrer Tante im Stadtpalast der Verilianus; Marie Livescu hatte den Bitten ihrer Nichte nachgegeben und war bei ihr geblieben, wie diese glaubte mit Ueberwindung, denn Lucie hatte die Verwaltung ihres ganzen Vermögens in Demeter Canvala's Hand gelegt.

In der Gesellschaft hörte man hie und da von einer Entzweiung der Fürstin Kathinka und ihrer Tochter reden,

von dem gemeinen Benehmen des alten Canvala sprach man aber überall. Der Mann schiene allen Tagen gewachsen, je schwieriger seine Stellung gewesen, um so glänzender wüßte er ihrer Herr zu werden.

Lucie aber war glücklich in seiner Freundschaft, glücklicher als je zuvor. Sie hatte ja einen Lebenszweck. Kein Tag verging, ohne daß er zu ihr kam, und nie kam er, ohne ihr irgend eine Freude zu bereiten.

Sah sie seinen Wagen in das Hofthor einbiegen, schaute sie vorsichtig in den großen Flur. Wenn er leer war, huschte sie die Treppe hinunter bis zu dem Absatz, wo die Treppe umbog und sie sich den Blicken der in der untern Eingangshalle stehenden Dienern ausgesetzt hätte; dort erwartete sie ihn. Sie stand auf der ersten Stufe um etwas bequemer zu ihm hinaufslangen zu können, bog er um die Ecke, hing sie sich an seinen Hals: „Was macht mein kleiner Vater?“ und Arm und Arm stiegen sie die Treppe hinauf.

Am Abend nach der Beerdigung hatte sie ihn zum ersten Mal dort erwartet. Es war ihm etwas überraschend gewesen, er hatte sich aber gesagt: „Wenn ich die Vollmacht erst in der Tasche habe, gewöhne ich ihr diese Ueberschwenglichkeit ab!“

Er hatte sie aber schon seit Wochen in der Tasche, und trotzdem, wenn Lucie einmal durch die Anwesenheit eines Dieners auf dem oberen Flur verhindert wurde, ihm entgegenzukommen, fehlte ihm etwas. Sie war ein piquantes Intermezzo in seinem wüßten Tageslauf, aus dem er dem Kinde in dem schwarzen Kreppkleide mit der Wittwenhaube auf dem kleinen Kopfe immer erzählen sollte. Derweil gefiel er sich in der Rolle, die sie ihn in dem großen, lautlosen Palais mit seiner würdigen Eleganz spielen ließ. Er glaubte

manchmal selbst, er wäre der zärtliche Vater, zu dem sie ihn stempelte, und oft wenn sie die schwarzen Augen aufschlug, oder sich an ihn anlehnte, war er froh, daß ihre unglückliche Gestalt jeden andern Gedanken ausschloß. Denn er setzte zu viel auf's Spiel, fiel er einmal aus seiner Rolle und auf's Spiel setzen wollte er nichts. Jedesmal, wenn er über Wasser war, nahm er sich vor, nie wieder unter Wasser zu kommen. Aber die Relescu, die er nach seines Sohnes Tode so zu sagen rechtmäßig übernommen, kostete viel Geld, und er hatte seit einiger Zeit Unglück in den Karten. Sowie er die Mittel hätte, würde er die Summen, die er in Lucie's Namen behoben, natürlich zurückzahlen. Uebrigens brauchte sie kaum den fünften Theil ihrer Revenüen, da sie vollkommen zurückgezogen lebte.

Die Tante führte in allen Salons Klage gegen Canvala, vor Lucie wußte sie sich aber mit ihm zu stellen. War Frau Livescu nicht gesellschaftlich in Anspruch genommen, machte sie sich in der Hauswirthschaft zu thun, sogar im Garten, und für Alles mußte sie die kleine Herrin zu interessiren.

Im Garten sah es nun allerdings auch sehr hülflosbedürftig aus; weite Flächen hatten nur verkrüppelte Bäume und ungepfligten Rasen.

„Da hättest Du mit mir im Auslande sein sollen, Lucie,“ meinte Frau Livescu; „welch herrlicher Park da an Stelle dieser Wildniß wäre.“

„Aber wir haben auch herrliche Bäume, sieh nur diese Akazien; Bukarest ist die Stadt der Akazien,“ entgegnete Lucie.

Die Strecke, auf welche man von dem Gartenzimmer schaute, glich auch wirklich einem weißen Blütenmeer, und wenn Lucie sich auf einem bunten Bauernteppich unter die

großen Bäume legte, war sie bald ganz beschneit. Sie konnte sich darüber freuen, und die Blüthen aus dem schwarzen Haar schütteln, aber vergessen hatte sie nichts! Nein, nein, sie sah den Blüthenschnee auf ihrem schwarzen Kleide auch symbolisch an: der weiße Frost hatte sie bedeckt. Aber davon reden konnte sie nicht mehr; es würde ja auch nichts nutzen. Man nahm ihre Vorwände ruhig hin, wenn sie sich von allen Menschen fern hielt, sie allein wußte warum. Ihrem Schwiegervater wollte sie eine Lebensfreude sein und sich der Tante dankbar erweisen, — das waren ihre Ziele, vielleicht konnte sie dieselben erreichen! Vielleicht aber nicht einmal das! Ihr war ja so viel versagt, selbst die Liebe ihres Bruders. Uneröffnet kam ihr Brief an ihn zurück; — die Mutter hatte ihm gewiß das grausame Wort gesagt, was da oben in dem Schreibtisch eingeschlossen, das sie halb verstand und nicht einmal ganz zu verstehen wünschte.

Wozu lebte sie wohl? Sie fühlte oft eine große Sehnsucht, geistig Theil zu nehmen an dem Streben der Menschen, — aber „das Streben der Menschen“, das war gewiß ein Bücherwort; sie hatte doch schon so Manchen kennen gelernt, von Vielen gehört, aber nichts davon gemerkt. Ihr Schwiegervater erzählte ihr manchmal, wenn sie ihn fragte, was er den Tag über gedacht, juristische Streitfragen. Ihr schienen sie nie zweifelhaft, ihr schien das Recht so klar und einfach, — sie mußte es also nicht verstehen, oder anders fühlen als die Mehrzahl.

Nicht weit von Lucie's Wohnsitz, so nah, daß man von der Gartenmauer sogar bis hinein hätte sehen können, lag ein Kinderkrankenhaus. Zu bestimmten Zeiten ertönte dort eine große Glocke; sie erschreckte Lucie immer, denn ihr wurde dabei so Angst vor all dem Leiden, welches da verborgen

sein möchte, und sie fragte sich stets, woher sie es eigentlich so gut hätte; denn gut hatte sie es, Keiner wollte ihr weh thun, — obgleich sie gezeichnet war. Oft fragte sie sich auch, und dann konnte sie darüber nicht einschlafen, ob sie gewissenlos zu ihrer Mutter gehandelt, als sie ihres Schwiegervaters wegen zurückgeblieben war? Jetzt müßte sie ihn auch wirklich glücklich machen, nur daran denken, wie sie ihm zu Willen sein könnte, — um ihren Ungehorsam verzeihlich zu machen.

„Siehst du alle Dinge auch immer von zwei Seiten?“ fragte Lucie eines Abends Canvala, als er bei ihr im kleinen Saal den Thee trank.

Frau Livescu sah von ihrer Stickerei auf, und Canvala lächelte überrascht.

„Nein,“ antwortete er dann.

„Ich sehe sie wenigstens von vier Seiten an,“ meinte Marie, „besonders ehe ich sie kaufe!“

„Ich meine es anders. Tante erzählte mir zum Beispiel eben, daß Zoë Ally heimlich Handarbeiten für ihren Vater macht, obgleich die Mutter es ihr verboten, weil sie geschieden sind. Nun finde ich, daß Zoë Ally doch ein Recht hat, ihren Vater zu lieben, und muß auch wieder gestehen, daß sie der Mutter gehorchen müßte.“

„Sie haben Alle Unrecht in der Familie,“ entschied Marie. Canvala gähnte und nahm sich vor, Abends nicht mehr zu Lucie zu kommen; im Laufe des Tages konnte er seine Besuche abkürzen. Lucie hatte schon gemerkt, als sie ihre Frage erklären wollte, daß sie ihn langweilte. Er war so klug und wußte so viel; sie erschien ihm gewiß oft kindisch. Ueberhaupt hatte er für ein Fragen oder Wissen, welches keinen bestimmten Zweck verfolgte, solch ausdruckslose Augen;

Lucie wußte an ihnen genau, wann sie kein Interesse nicht mehr fesselte.

Als die Zeit, die im Orient noch schneller zu eilen scheint als im Westen, verging, kam das häufiger vor.

Wie die ersten Monate nach Grégoire's Tode verstrichen waren, und Marie Bibescu sich den Krepp vom Kleide trennen ließ, weil er sie viel älter machte, geschah es auch, daß Canvala sich eine Woche lang nicht bei Lucie blicken ließ. Sie quälte sich darum, machte sich bittere Vorwürfe und wurde nur wenig durch Canvala's Klagen über zu große Beschäftigung beruhigt. Die Kammerverhandlungen dauerten so lange, meinte er, und er dürfte keine missen, weil er nächstens in das Ministerium einzutreten dächte.

„Dann bleibt für mich wohl gar keine Zeit übrig,“ fragte sie schüchtern.

„Sehr viel weniger nur!“ entgegnete er.

Er gehörte zu den Männern, die nie, außer im Scherz, an ein geistiges Interesse bei Frauen glauben. So intelligent er war, eine Klugheit außerhalb der männlichen Schulung verstand er gar nicht. Und außerdem langweilte ihn das, was ihn vor einigen Monaten begeistert hatte. Der Reiz der Neuheit schwand aus dem zarten Verhältniß zwischen ihm und Lucie, er wurde der Spielerei ein wenig überdrüssig, denn die Vollmacht hatte er fest verschlossen zu Hause. Sie fühlte seine wachsende Gleichgültigkeit, sie fühlte sie aber nur als einen Mangel in sich. Mit ihr mehrte sich auch das Mißtrauen, welches sie zu sich selbst hegte und immer blasser wurde sie, immer mager und immer stärker trat die Difformität an ihr hervor. Dabei hatte der Sommer den ganzen Glanz des Südens über die Stadt ausgegossen, die warme Sonne trocknete aber nur Lucie's heim-

liche Thränen und brannte das düstere Leid in ihre Seele ein, das Leid eines nutzlosen Lebens und vollkommener Verzinsung.

XV.

Viel zur Abkühlung Canbala's mochte eine „Entdeckung“ beitragen, die er gemacht hatte. Neben all den wohlverdienten Ehrenämtern, welche er bekleidete, gehörte er dem Vorstande einer Mädchenschule an, welche auf Staatskosten unterhalten wurde. Arbeit machte ihm dieses Amt nicht; einmal im Jahre ging er zur Prämienvertheilung, und hin und wieder wurde seine Unterschrift verlangt.

Es war ihm daher etwas überraschend, als eines Tages eine schlanke Dame, unverkennbar Engländerin, zu ihm kam, und ihm in entzückendem Englisch-französisch mittheilte, sie hätte gehört, er suchte für diese Schule eine Lehrerin, die den englischen Unterricht übernehmen könnte. Englische Stunden wurden, laut Programm, in jener Anstalt nicht erteilt; Canbala bedauerte es, schlug ihr aber vor, ob sie ihn nicht in die Geheimnisse ihrer Muttersprache einweihen wollte.

Sie lachte und sagte, sie unterrichtete aus Princip keine Herren: „Sie wissen schon warum!“

Canbala that, als wüßte er nicht warum, bot ihr aber einige Früchte an, da es heiß war, und fragte, ob sie ein Glas Champagner tränke? Er wollte vor allen Dingen, daß sie ihren kleinen Schleier abnähme. Sie verweigerte den Wein, nahm aber den schwarzen Schleier vorsichtig vor

dem Spiegel ab, um einen Pfirsich zu essen. Ohne Schleier war sie noch hübscher als mit ihm, und die graziösen Bewegungen vor dem Spiegel, die sie machte, um ihr krauses Stirnhaar zurechtzuzupfen, entzückten Canvala.

„Warum unterrichten Sie nicht ältere Herren, wie mich?“

„Ältere Herren, wie Sie, lernen überhaupt nichts mehr,“ meinte sie und legte dabei, wie aus Versehen, ihre Hand auf sein Knie.

„Haben Sie schon so Vielen Unterricht ertheilt, daß Sie aus Erfahrung sprechen können?“

„Nur Einem, — aber sehr gründlich! Seitdem hüte ich mich vor ihnen!“

Sie hütete sich wirklich eine Zeit lang, aber eines Tages erfuhr Lucie, daß ihr Schwiegervater wünschte, sie möchte sich einer englischen Lehrerin annehmen.

Er kannte sie zwar nicht persönlich, meinte Canvala, sie wäre ihm aber dringend anempfohlen und brauchte Unterstützung. Lucie's weiches Herz war natürlich gerührt, und sie erklärte sich bereit, Unterricht zu nehmen.

Fräulein Natal hatte eine bestechende Erscheinung und eine äußerst geschickte Art zu schmeicheln; sie brauchte Lucie's Schutz, um in der Gesellschaft etwas Fuß zu fassen, und die scheue, ungelente junge Frau mußte ihr verfallen. Lucie behandelte die Lehrerin als eine ihr vollkommen Ebenbürtige vom ersten Augenblick an und war sehr verletzt, als Frau Livescu bei der Anfangsstunde wie zufällig in's Zimmer trat, um die Fremde zu inspiciren, dabei aber die Engländerin nicht zu sehen schien. Diese zog sich bescheiden zurück, worauf die Tante Lucien mittheilte, sie wüßte hoffentlich, daß es nicht seine Richtigkeit haben könnte, wenn Canvala ihr dies Puppengesicht anempfohle.

Lucie verstand Vieles, seitdem sie Frau genannt wurde, und man immer voraussetzte, daß sie Alles verstünde. Sie war daher erst beruhigt, als ihr Schwiegervater Fräulein Natal einmal bei ihr traf, sie nicht zu kennen schien und nach ihrem Fortgehen äußerte: hätte er gewußt, daß sein sogenannter Schützling eine Bräute mit großen, ungeschickten Füßen wäre, würde er die Engländerin nicht anempfohlen haben.

Frau Livescu lachte über die Bemerkung, Lucie schwieg und Canvala fuhr fort: Die Fürstin Masu hätte Fräulein Natal für ihre Kinder kommen lassen, sich dann aber entschlossen, dieselben lieber in Pension zu geben, so wäre die Engländerin an das Institut von Frau Löwe gegangen; die Fürstin Masu fühlte sich aber noch verpflichtet, sie allen ihren Tischgästen anzuempfehlen. Danach gähnte er und sagte, er wüßte eigentlich gar nicht, wozu der Herrgott arme Mädchen präde geschaffen hätte.

Lucie hatte solche Rederei nicht gern, aber da sie wußte, daß es nur Scherz war, ließ sie es hingehen. Fräulein Natal jedoch würde von dem Tage an ein Heim bei ihr gefunden haben, wenn sie nicht vorgezogen hätte, selbstständig zu bleiben. Frau Livescu rechnete ihr diese Weigerung nicht so hoch an wie Lucie; sie wurde unmerklich aber auch durch Catherine Natal's Höflichkeit milder zu ihr gestimmt und empfand schließlich sogar eine Art Achtung für sie. Das war nun weniger wunderbar, als daß Canvala sie achtete, und doch war es wirklich der Fall! Catherine Natal nämlich beanspruchte nie Geld von ihm; sie war sogar höchst beleidigt gewesen, als er ihr einmal ein Kleid zugeschiekt, was sie augenblicklich zurücktragen ließ. Sie erlaubte ihm nur, ihr hin und wieder Blumen zu schenken. „Bonbons dürften

Sie mir nach meinem Princip auch schicken“, meinte sie, „ich esse sie aber nicht, sondern verschenke sie gleich weiter; also würde es Ihnen wohl wenig Freude machen, mich damit zu versehen!“

Canvala erwartete, daß diese Ziererei nach einigen Wochen aufhören würde, aber vergebens. Dabei blieb sie übermüthig lustig, wenn sie zusammenkamen, was natürlich nur in den späten Abendstunden und heimlich geschehen konnte, arbeitete den ganzen Tag unverdrossen, was Wunder, daß Demeter sie achtete, zumal sie eine so gute Weinkennerin war, daß sie nur echten Burgunder trank. Er interessirte sich wirklich für sie, wenn er auch zu ahnen begann, daß sie ehrgeizig wäre und eine Ehe träumte. Denn daß sie ihn nicht liebte, wußte er, da er keine Eitelkeit besaß, die ihn verblendet hätte; sein schlechter Ruf und sein vornehmer Name hatten sie angezogen. Liebe? Nein, Liebe hatte er noch keinem menschlichen Wesen eingelöst, höchstens der kleinen Verwachsenen, aber aus ihr machte er sich nichts mehr.

XVI.

Du hast keine Ahnung, in welchem Zustande ich das Hospital gefunden habe!“ mit diesen Worten trat Frau Livescu eines Tages zu Lucie ein. „Es ist unglaublich! Und wir sitzen hier in unmittelbarer Nähe und thun nichts zur Verbesserung der Lage.“ Sie war wirklich in großer Aufregung. Lucie stand vom Clavier auf; sie hatte zum ersten Mal seit vielen Monaten gesungen. Ihre Stimme

war groß und voll, wenn sie ertönte, überraschte sie Jeden, der Gelegenheit gehabt, sie zu hören; man hätte sie nie in dem schwachen Körper vermuthet. Sie fragte nun die Tante bestürzt, was sie denn versäumt hätten, zu verbessern?

Marie stellte sich an's Clavier und begann: „Du weißt, daß meine Großmutter, also deine Urgroßmutter, die erste Stiftung machte, d. h. das Geld zu dem kleinen Bau gab, denn das Terrain wurde von unserm Garten abgetrennt. Dann hinterließ sie dem Hospital die Revenüen von Mursu. Die Verwalter wurden, glaub' ich, vom Ministerium bestimmt, aber wir hatten auch unsre Stimme abzugeben. Mein Vater ließ Alles liegen, was ihm nichts einbrachte, als er nicht mehr regierte; Dein Vater war in Allem nachlässig, Rathinka hatte Dümmeres im Kopf, — so konnte sich dort eine ganze Räuberbande einnisten.“ Lucie hatte sich an die Sprechweise der Tante gewöhnt, wenn sie auch immer noch ein wenig unter ihrer harten Art litt.

„Und was könnten wir thun?“

„Alles muß umgebaut werden, so geht es nicht weiter! Ich war heute da. Eigentlich geschah es zufällig, — Du weißt wie viel ich im Kopfe habe, so war ich immer noch nicht zu Annette Nori gekommen, die Jean Grivescu geheirathet hat und irrsinnig geworden ist!“

Lucie erröthete, als die Tante diesen Namen erwähnte, Frau Livescu bemerkte es aber nicht und fuhr fort: „da hieß es, der Sohn, weißt Du, welcher Medicin studirt hat, wäre im Kinderkrankenhaus. Ich fuhr hin und sah die Bescheerung! Er glaubte, ich käme des Spitals wegen.“

„Wie viel Kinder sind dort?“ fragte Lucie, um nicht nach Jean zu fragen.

„Das ganze Haus faßt 20 Betten.“

„Könnten wir die Zahl nicht verdoppeln?“

„Verdoppeln! Wenn das Dach durchlöchert und keine einzige Bettstelle heil ist! Dabei weiß ich, daß Murzu große Revenüen trägt.“

„Ich werde gleich an meinen Schwiegervater schreiben.“

„Der fehlt uns! Wenn der davon hört, denkt er, er könne auch noch Nutzen daraus ziehen.“

„Tante,“ entgegnete Lucie purpurroth, „Du weißt, daß ich solche Beleidigungen gegen meinen Schwiegervater nicht hören kann.“

„Das ist keine Beleidigung! Ich hätte es ihm in's Gesicht gesagt, und er würde darüber gelacht haben.“

„Ja, weil Du gut zu mir bist, läßt er sich Alles von Dir gefallen.“

„Nein, weil er zu gescheut, um nicht selbst zu wissen, daß er ein Lump ist. Und warum sollte er es auch nicht sein? Man muß mit den Wölfen heulen.“

Lucie schwieg, was sollte sie darauf erwidern? Sie wußte nur Eins, daß die Tante über alle Menschen schlecht sprach, und daß es ihre Pflicht war, an ihren Schwiegervater zu glauben.

„Ich habe Grivescu gebeten, heute Abend zu mir zu kommen, damit wir besprechen, was da gemacht werden könnte,“ fing die Tante wieder an. „Ich dachte an das Dienstboten-Haus hier hinten im Hof; aber du mußt Canvala nichts davon sagen. Uebrigens brauchst Du heute Abend nicht zu erscheinen, ich empfangе Grivescu drüben bei mir.“

Bei Frau Livescu gingen viele Menschen aus und ein, mit denen Lucie nicht in Berührung kam. Sie hätte Jean wohl gern gesehen, da aber die Tante es ihr nicht vorge-

schlagen, sagte sie nichts. Außerdem erwartete sie Canvala und schaute darum aus dem Fenster. Es wurde dunkel, und er kam nicht; so ging sie in den Garten, wo sie sich in den offenen Pavillon setzte und den Sternhimmel anstarrte. Ihr fiel dabei auf, wie wenig Sternkunde sie wüßte, doch daß Jean Grivescu oben bei der Tante wäre, hatte sie trotzdem nicht vergessen. Ihr war es peinlich, sie schämte sich ein bißchen ihrer verben Tante; aber noch viel peinlicher wurde es ihr, als sich die kleine Gartenthür öffnete und neben der Tante die große, wenn auch leise gebeugte Männergestalt erschien. Die beiden Eintretenden hatten sie allsogleich erkannt, Jean schritt eiliger vorwärts, streckte ihr die Hand entgegen und sagte: „Wie geht es Ihnen?“

Der warme Ton der Stimme machte die herkömmlichen Worte fast zu einem Geständniß, und als er sie geäußert, wurde er ganz verlegen. Lucie war sitzen geblieben und erröthete, als er ihre Hand längere Zeit in der seinen hielt, während er seine Frage wiederholte.

„O, mir geht es ganz gut,“ entgegnete sie, zu ihm aufblickend, und ihre großen Augen füllten sich mit Thränen.

Er sagte kein Wort des Beileids für all das, was sie gelitten, seitdem er sie zuletzt vor einem halben Jahre gesehen, aber es war, als hätte er es gethan, denn sie erwiderte den Händedruck mit den Worten:

„Ja, es ist sehr schwer.“

Marie Livescu war erstaunt, daß Herr Grivescu ihrer Nichts kein Fremder. „Wie soll ich ihn nicht kennen, ich kenne die ganze Gesellschaft!“ sagte Lucie ihr später am Abend. Aber innerlich wunderte sie sich selbst, wie bekannt er ihr schien, obgleich sie ihn als Kind nur selten, als Erwach-

sene zwei Mal vor diesem Abend gesprochen. Jedesmal hatte sie sich aber zu ihm hingezogen gefühlt, wie zu einem alten Freunde, dem sie mehr sagen könnte, als irgend einem Andern auf dem Erdenrunde. Diesmal redeten sie ausschließlich über das Krankenhaus.

„Ich habe Kinder so gern,“ wandte Grivescu sich an Lucie, „in diesem Gefühl werden wir uns gewiß begegnen?“

Sie dachte einen Augenblick nach, dann erwiderte sie:

„Ich habe Kinder theoretisch sehr lieb, aber ich kenne sie eigentlich nicht.“

Grivescu hatte darauf nicht mehr über den Gegenstand gesprochen, ihr schien überhaupt plötzlich, als nähme er ihrer Tante Interesse an dem Hospital für eine vorübergehende Damenlaune, als wäre es ihm leid, hier so viel Zeit zu verlieren. Und damit er nicht aufstünde und fortginge, erhob sie sich von ihrem Stuhl und sagte: „Wir dürfen Herrn Grivescu nicht länger aufhalten, Tante, er wird Wichtigeres zu thun haben.“

Er sah sie mit den grau-blauen Augen, die sehr tief unter starken, blonden Brauen lagen, überrascht an, dann stand er auf und wünschte ihnen zerstreut einen guten Abend.

Lucie war im Garten stehen geblieben.

„Biel wird nicht mit ihm anzufangen sein!“ sagte die Tante. „Er ist weich wie warmes Brot und giebt immer allen Menschen Recht, der kann keine Sache durchsetzen.“

„Alle Menschen haben auch Recht, von ihrem Standpunkte aus,“ entgegnete Lucie, und die Tante meinte, das wäre richtig.

Als die junge Frau nachher allein in ihrem Zimmer saß, dachte sie darüber nach, daß es doch nur Eine Wahrheit geben könnte, daß sie dieselbe aber noch nicht gefunden hätte.

„Wie wird es nun mit dem Hospital?“ fragte Lucie am andern Morgen.

„Grivescu will sich nach den Statuten umsehen, er wußte gar nichts, weder von den Rechten des Stifters noch denen des Arztes. Er ist eine Art Träumer, man muß ihn auf die Dinge erst stoßen, damit er sie sieht. Außerdem ist er gewiß bequem!“

„Warum?“ meinte Lucie.

„Er sieht mir danach aus.“ Lucie war zu sehr Kind, um aus der Schärfe der Tante zu merken, daß sie noch andere Absichten mit Grivescu gehabt hatte, und daß ihre Enttäuschung in ihm einen etwas apathischen Träumer zu finden, nicht allein dem Krankenhause galt. Sie suchte schon lange ein Gegengewicht zu Canvala, und als ihr die Familie Grivescu eingefallen, war sie ihr als die dazu geeigneteste erschienen.

XVII.

In Marie Grivescu's Kindheit waren diese beiden Familien ernste Nebenbuhler gewesen, sie hatten sich um die höchsten Stellen im Staate, wie um die Fürstenthürde gestritten. Darum war die Empörung unter den Grivescu's keine geringe gewesen, als Jean nach vollendeter Schulbildung erklärte, er wollte Medizin studiren. Daß man überhaupt studirte, war Mode geworden, aber nicht Medizin! Nein, Sura, wenn man Grivescu hieß. Jean scheute sich zuerst, offen zu sagen, daß das Unglück

seiner Mutter in ihm den Gedanken geweckt, Medizin zu studiren, in der Hoffnung die Krankheit zu ergründen und irgend ein Heilmittel zu entdecken; er zählte damals erst 18 Jahre! Schließlich hatte er diesen Grund doch einem Onkel anvertraut. Dieser fand in ihm eine genügende Entschuldigung, erzählte es überall und seitdem war es eine allgemeine Redensart über Jean geworden, die ihm ein besonderes Interesse in den Augen der Damen verschaffte. Auch sonst hätte er nicht des Interesses des schönen Geschlechtes entbehrt: reservirte Männer kommen leicht zu dem Ruf tieffühlend zu sein, selbst wenn sie es nicht sind. Jean aber besaß ein fast weibliches Zartgefühl, das ihm einmal, während seiner Studienzeit verhängnißvoll geworden wäre, wenn sein Freund und Mentor Alexander Lesbo ihm nicht zur Seite gestanden hätte. Aus jener Zeit datirte die Bevormundung, die letzterer über ihn ausübte. Jean war nämlich im Begriff gewesen, eine Wittve, welche ihn mit ihrer Zuneigung verfolgte, zu heirathen, weil er sich nicht entschließen konnte, ihr zu sagen, daß er ihre Liebe nicht erwiderte. Ihm schien es so roh, sie zurückzuweisen. Alexander that es für ihn; aber Jean's Gewissen war erst beruhigt, als die Wittve sich mit einem Anderen verlobte.

Als er nach abgelegtem Examen aus Paris in die Heimath zurückkehrte, wußte er schon längst, daß seine Mutter unheilbar war; aber er kehrte doch gern zurück. Sie war die einzige Liebe seines Lebens. Er hatte sich nie für Frauen interessirt, größtentheils aus Scheu, aber auch aus dem Gefühl krankhaften Wehs, mit dem ihm seine Mutter stets vor Augen stand. Sie konnte viele vernünftige Stunden haben, aber nie verging ein Tag, an dem sie nicht Zeichen des Irrsinns von sich gab. Zuweilen sprach sie

wochenlang kein Wort. Die lange, etwas gebeugte Gestalt hatte ihr Sohn von ihr geerbt, auch die blauen Augen, und oft fragte er sich, wenn sie ihm so merkwürdig ähnlich sah, ob er wirklich der Gesunde, sie die Kranke wäre. Häufig beschäftigte ihn auch der Zweifel, besonders wenn die Mutter ihm vom Heirathen sprach, und sie drang oft in ihn, sich eine Frau zu nehmen, — ob er als ihr Erbtheil nicht schon diese Krankheit in sich trüge? Dann schauderte er zusammen und warf einen Blick auf den Revolver, der über seinem Bette hing. Jedenfalls wollte er unverheirathet sterben, obgleich Alexander ihn oft darauf aufmerksam machte, daß die Krankheit früher nie in der Familie gewesen, sich also auch nicht zu wiederholen brauchte.

Jean's Natur war derart, daß sie nichts aus eigenem Antriebe that; wäre das väterliche Gut auf die nächsten fünf Jahre nicht verpachtet gewesen, hätte er sich am liebsten dort mit seinen Büchern vergraben und nur seinen Manien gelebt. Aber abgesehen von dem Umstande, daß ihm das Gutshaus nicht zur Verfügung stand, mußte er in der Stadt bleiben, weil die Mutter und ihre alte Wärterin nicht auf's Land ziehen wollten. So hatte er im Hause der Mutter gelebt, auch ehe Alexander ihn dazu bewog, sich durch eine Stelle als Arzt an die Stadt zu binden. Das kleine Hospital, das er leitete, war ihm durch den traurigen Zustand, in dem es sich befand, ein Gegenstand großer Bekümmerniß; Lust alles Fehlende aus eigener Tasche zu zahlen, hatte er nicht, denn er besaß das Bewußtsein des Eigenthums und des Geldwerths, welches der besitzenden Klasse angeboren. Kurz er war bald verstimmt über die ganze Sache und trug es Alexander nach, daß er ihn durch sein Zureden in eine schwierige Lage gebracht, denn als gewissenhafter

Arzt mußte er einschreiten. Schließlich hatte er grade beschlossen, einfach seine Entlassung zu geben, als Frau Livescu ihn aufsuchte und zu sich beschied. Jetzt nahm die Frage einen andern Charakter an, er glaubte sich mehr Mann, weil Frauen ihn um Rath gefragt, und er ihnen eine Art Stütze sein sollte. Denn so lieb und bequem ihm Alexander's stete Bevormundung meistens war, — nie that er etwas, ohne es vorher mit dem älteren Freunde zu besprechen — so schloß doch in seinem Herzen etwas wie Groll gegen ihn, und er sprach ihm nicht von Frau Livescu's Intervention in der Krankenhausfrage, sondern suchte sich am Tage nach seinem Besuch im Verilianu'schen Palais selbst Rath zu verschaffen. Das war eine langwierige Aufgabe, er mußte von einem Ministerium zum andern, vom Gericht zum Krankenhaus fahren. Die Statuten der Stiftung seien mit dem Testament des Begründers noch im Familienbesitz, hieß es zuletzt, und diese Nachricht wollte Jean zu den Damen tragen. Er zögerte etwas, warum wußte er selbst nicht, so daß drei Tage vergangen waren seit dem Abend, an dem er Lucie im Garten gesehen.

Zuerst fragte er nach ihrer Tante: Frau Livescu war aber ausgefahren und nur Frau Canvala zu Hause.

„Allein?“

Ja, sie war allein.

„So melden Sie mich.“

Lucie empfing ihn im kleinen Salon, der wenig Spuren ihres Seins trug; nur das geöffnete Clavier zeigte, daß das Zimmer überhaupt benutzt wurde.

„Sie bringen meiner Tante die gewünschte Auskunft?“ begann Lucie, die verlegen mitten im Zimmer stehen geblieben war und fuhr dann etwas nervös hastig fort: „Wir

haben den Gegenstand all diese Tage hin und her überlegt, ich möchte dies Palais ausräumen!"

Darauf nahm sie Platz und machte ihm mit der Hand ein Zeichen sich zu setzen.

Jean war ihr gegenüber nicht verlegen, so sehr es auch sonst in seiner Natur lag.

"Die Auskunft, die ich bringe, ist ziemlich unzureichend, die betreffenden Papiere sollen im Familienarchive sein; wollen Sie das Ihrer Frau Tante gütigst sagen?" entgegnete er.

"Im Familienarchiv! Aber wo?" fragte sie bestürzt. Sie dachte an die Möglichkeit, daß er sie bitten könnte, ihrer Mutter deswegen zu schreiben, darum suchte sie nach einem andern Gesprächsthema. "Sind Sie sehr beschäftigt?"

"O nein," meinte er lächelnd, "ich lese hauptsächlich, aber das ist ja keine Beschäftigung!"

"Und bleiben Sie den ganzen Sommer hier?" fuhr Lucie fort, als ob sie die üblichen Besuchsfragen erledigen müßte.

Jean hatte ihr gegenüber ein höchst wohlthuendes Gefühl der Ueberlegenheit, vielleicht hatte das ihn von Anfang an zu ihr hingezogen; sie war noch immer das kleine, ungelente Mädchen, trotzdem sie die Herrin des großen Palastes, die Schwiegertochter Demeter Canvala's geworden, und der lange Wittwenflor sie umwallte.

"Wahrscheinlich," antwortete er, "aber ich möchte gern etwas über Ihr Leben und Ihre Pläne erfahren."

Lucie wurde durch diese Frage etwas peinlich berührt. Ihr eignes Leben war ein schmerzhaftes Thema, doch sie erwiderte ziemlich ruhig:

"Ich lebe still fort. Mein Schwiegervater sorgt rührend für mich."

„Lesen Sie viel? Sie musiciren auch, wie ich sehe.“

„Ich habe wieder angefangen zu singen, und was das Lesen anbetrifft, — wissen Sie, daß ich Sie neulich fragen wollte, ob Sie etwas über Sternkunde gelernt? Ich möchte die Sterne deuten können!“

„Ehrlich gestanden nicht viel! Aber ich habe viele Bücher darüber. Nennen Sie die ersten Begriffe?“

„Nicht einmal so viel, um die Berichte in den Journalen über die Deklination der verschiedenen Sterne zu verstehen!“

Jean war in seinem Element, doppelt, da er eigentlich in dem seines Freundes war. Eine neue Wissenschaft zu lernen, um sie einem lernbegierigen Nebenmenschen mitzutheilen, einen unberührten Boden urbar machen, das wäre Alexander's Lebenstraum gewesen. Während Jean zurückfuhr und sich überlegte, welche Bücher er Lucien zuerst schicken sollte, — selbst Mathematik mußte sie lernen, — dachte er auch darüber nach, wie er Lesbo in das Haus einführen könnte.

XVIII.

Lucie war so voll von ihren Studien, daß ihre Tante doch nicht bedauerte, Grivescu und sein Krankenhaus entdeckt zu haben, zumal Fräulein Natal bis zum Oktober auf's Land gegangen. Jean war außerdem ein außerordentlich begabter Musiker, und manche Stunde brachte er an Lucie's Clavier zu, entweder indem er sie begleitete,

mit ihr vierhändig spielte oder nur fantasirte, während die junge Frau ihm lauschte, und die Tante mit einem großen Sticklehnen, wie früher Fürstin Kathinka, am Fenster saß. Es war ein wunderbar neues Leben für Lucie.

Die Hospitalsache selbst ging nicht recht vorwärts; Marie Livescu that auch nichts, um sie zu beschleunigen, das Dach des Krankenhauses war zwar nicht mehr durchlöchert, die Betten ordentlich hergerichtet, aber über die Rechtsfrage konnte man sich noch nicht einigen. Demeter Canvala hatte eine Mission in's Ausland übernommen, dieser Umstand kam Frau Livescu sehr zu Statten, sie ließ auch Lucie in dem Glauben, daß es ein höchst wichtiger Auftrag wäre, dessen er sich dort zu entledigen hätte, während sie, ihrer Art nach, die Ueberzeugung hegte, er machte eine Badereise, um sich von der Enttäuschung zu erholen, daß er nicht zum Minister ernannt war. So hatte Canvala keine Ahnung von dem, was sich in Lucie vollzog. Was eine Frau denken könnte, hatte er sich nie gefragt. Weiber schwatzten, machten Toilette und Visiten, da Lucie in Trauer war, würde sie noch dazu hin und wieder weinen; sie musicirte ja außerdem, das war genug Beschäftigung. Am Tage seiner Abreise hatte er ihr noch die Revue des deux mondes zugeschickt und eine Bonbonniere; in Wien fand er einen zärtlichen Brief von ihr, und auch nicht im Traume fiel ihm ein, daß er nicht der ewige Herr ihres Vermögens wäre. Natürlich ahnte auch Lucie nichts von irgend einer Veränderung, die mit ihr vorgegangen, sie hing eher mit noch größerer Innigkeit an Canvala, nun sie ihn nicht sah, und Grivescu oft an seiner Statt ihr gegenüber saß. Denn Grivescu war ein Träumer, und wie er oft in Zerstretheit an seinem Hause vorbeiging, kam er auch Tage lang

hintereinander in das Verilianu'sche Palais. Doch sprach er dem einzigen Freunde nie von Lucie und ihr nicht von ihm, obgleich er sich Anfangs vorgenommen, ihn dort einzuführen. Die junge Wittve hatte große Scheu vor Fremden, damit entschuldigte er sich vor sich selbst, im Grunde aber hegte er die Sorge, Alexander könnte seinem Verkehr andere Motive unterlegen. Außerdem spielte Jean die zweite Rolle, wo der gescheutere Alexander anwesend war und instinctiv wirkte auch das. Nicht daß Jean eine Rolle spielen wollte, nicht daß er überhaupt an sich dachte in seinem Verkehr mit der ersten jungen Frau, der er näher trat, aber unbewußt bestimmten doch die starken Grundzüge der Natur. Lucie hatte das ihr unbegreifliche Vertrauen zu Jean beibehalten; wie es gekommen, wußte sie nicht, aber im Lauf der Monate hatte sie ihm Vieles anvertraut, was sie Keinem hatte sagen können: ihre Angst, dies furchtbare Mißtrauen, das sie gegen sich selbst hegte. Er erwiderte dann nur: „Das dürfen Sie nicht!“ und es war, als ob die grauen Augen sich unergründlich vertieften. Er hatte ihr auch gestanden, einen wie merkwürdigen Einfluß sie indirekt auf ihn gehabt, wie er sich zu einer Art Thätigkeit aufgerafft in Folge ihrer Frage an einem Ballabend, ob er sich das Leben auch bequem machte? Sie erröthete darüber, und er setzte hinzu, es wäre doch ein sonderbares Zusammentreffen, daß er damals Arzt an einer Stiftung ihrer Familie geworden.

„Sie ist das beste und begabteste Wesen, das ich kenne!“ sagte Jean sich, und fast hätte er es auch Andern mitgetheilt, so voll war er davon.

Lucie sagte sich nichts, gar nichts, sie sprach nie zu sich selbst über ihn; aber ihr war, als wandelte sie im Traume, als geschähe nichts Böses um sie herum, als wäre sie

unschuldig an Grégoire's Tode und nicht gezeichnet. Als wäre das „Streben der Menschen“ nicht ein hohles Wort, sondern Leben und Fortschritt, Sonne und Wolke überall.

Man wunderte sich natürlich, daß Lucie Canvala in der Stadt geblieben und ihr Schwiegervater allein fortgereist. Wäre sie mit ihm in's Ausland gegangen, würden die unheimlichen Gerüchte, die nach Grégoire's Tode aufgetaucht, neue Nahrung gefunden haben. Bald glaubte man jedoch die Ursache entdeckt zu haben, und aus der Wittwe war im Munde der Leute schon Grivescu's Frau geworden. Lucie hatte nichts davon gehört, auch Jean nicht, Demeter kam im October mit dieser Nachricht heim. Frau Rivescu hatte sich aus unbegreiflicher Frauenkurzsichtigkeit lange auf den Augenblick gefreut, an dem Demeter merken würde, daß Lucie nicht nur durch seine Augen sähe, sie erwartete seine Rückkunft mit Schadenfreude.

Als Canvala wieder die großen Treppen hinaufstieg, war Frau Rivescu aber ausgegangen und Lucie allein. Demeter hatte seine Ankunft nicht vorher melden lassen, um einen größeren Eindruck hervorzubringen; er war entrüstet über ein Gerücht, das nicht jeder Grundlage entbehren konnte, doch mußte er schlau vorgehen. Lucie trug an jenem Tage ein weißes Morgenkleid mit schwarzen Spitzen, auf das bezog sich ihres Schwiegervaters erstes Wort, als er in's Zimmer trat und sie aufschreckte.

„Also mein Sohn ist schon vergessen!“

Lucie verstand ihn nicht; sie blieb wie erstarrt stehen, und er fuhr fort:

„Ich habe Alles gehört! Du willst Dich wieder verheirathen! Ich bin zurückgekehrt, um Dir die Vollmacht

einzhändigen. Das hätte ich ja wissen können, daß Du nur im ersten Mitleid mit meinem Verlust Dir einredetest für mich kindliche Zuneigung zu empfinden! Wir wollten leben, als sei der Verlorene nicht durch die eigene, schuldige Hand gefallen.“

„Ach, heirathen?“ stotterte Lucie; aber die Thränen, auf die Canvala gerechnet, entströmten nicht ihren Augen.

„Es ist natürlich, ich habe es immer gewußt, Du bist jung und schön. . . .“

Lucie erröthete: „Du mußt mich nicht verhöhnen,“ stieß sie bitter hervor.

Er fuhr fort: „Du müßtest Anbeter finden, zumal Du die reichste Partie des Landes bist!“

Lucie setzte ihre Zähne fest aufeinander, Canvala sah es und wußte, daß er das nicht hätte sagen sollen, aber er war nicht mehr gewohnt mit so sentimentalen Menschen zu verkehren, da er mit Frau Kelescu in Paris gewesen.

„Verzeih mir!“ setzte er darum hinzu, Platz nehmend, „ich bin in so großer Angst Dich zu verlieren!“

Lucie blickte ihren Schwiegervater an. Sie fand, daß er ungünstig aussah: die Augen waren geröthet, die Lippen so breit und die nicht vollständigen gelben Zähne unförmig. Aber wie sie das sah, fühlte sie zugleich die Scham darüber, daß sie ihn so kalt beobachtete, und mit einer reizenden, frauenhaften Schalkhaftigkeit warf sie ihren einen Arm um seine Schulter und sagte:

„Aber, kleiner Vater, das ist Alles, was Du mir zu sagen hast nach so langer Abwesenheit?“

Canvala hätte ein besserer Menschenkenner sein müssen, um gerade hierin zu sehen, welche Veränderung mit Lucie vorgegangen. Zärtlich war sie auch früher zu ihm gewesen,

aber in scheinbarer Art, als wäre es ein Geschenk von ihm, wenn er sie gewähren ließe. Jetzt aber schien sie eine bewußte Frau, die ihm eine Freundlichkeit erweisen wollte, die nicht daran zweifelte, daß es ihr anstünde, wenn sie so liebenswürdig war. Er sah aber nur eine Herzlichkeit wie die frühere an ihr und ein Stein fiel ihm von der Seele; trotzdem mußte er die Sache jetzt gleich zu Ende führen.

„Wie soll ich nicht Alles vergessen, wenn ich Dinge erfahre, die das mir Theuerste, Deinen Ruf gefährden.“

Diesmal setzte sie nicht wieder ihre Zähne auf einander, sondern langsam stieg ihr eine Röthe über das ganze Gesicht.

„Aber wenn Du doch weißt, daß es Alles erdacht ist!“ meinte sie.

„Es mag erdacht sein, darum glaubt man es doch, und Du hättest keine Spur von Veranlassung dazu geben dürfen, — Grégoire's wegen.“

Lucie schwieg. Sie war nicht überzeugt, doch da sie immer geneigt anzunehmen, sie wäre im Unrecht, erwog sie die Frage noch einmal. Außerdem hatte sie wirklich ein schuldbewußtes Gefühl: ihr war durch den Kopf gegangen, daß sie nach Grégoire's Tode frei geworden! Dabei waren erst sechs Monate seit dem Unglücke verstrichen.

„Eine Wittve in Deiner Lage, mein Kind, muß vorsichtig sein. Du weißt nicht, wie schlecht die Welt ist, und so lange ich lebe, sollst Du es auch nicht erfahren! Glaube mir, die Männer, welche jetzt Deine Gesellschaft suchen, haben nichts Gutes im Sinn, sie wollen nur Dein Vermögen!“

„Aber Herr Grivescu hat meine Gesellschaft nicht gesucht, Tante Marie konsultirte ihn wegen des Krankenhauses, es kam ganz zufällig.“

„Ich will nichts gegen Deine ausgezeichnete Tante sagen,

ich habe es, wie Du weißt, nie gethan; aber stimmst Du mit ihrer etwas — derben Lebensauffassung überein?"

Lucie schwieg wieder. Vielleicht hatte er Recht; sie war ein unbestimmter Charakter und Tante Marie mochte sie in der letzten Zeit beeinflusst haben.

„Und in welche Lage versetzt mich diese Hospital-Geschichte? Ich bin doch der Vertreter Deiner Interessen, was soll man denken, wenn Ihr da einen Proceß hinter meinem Rücken beginnt!“

„Einen Proceß? Wir haben doch keinen Proceß begonnen?“

„So hörte ich; ehe ich herkam, war ich im Hospital. Es sieht da allerdings traurig aus, ich wäre sehr dankbar gewesen, hättet Ihr mich früher auf die Uebelstände aufmerksam gemacht. Ich kann doch nicht Alles von selbst wissen.“

„Tante und ich haben für das Krankenhaus Leinzeug arbeiten lassen,“ sagte Lucie, froh auf ein anderes Thema zu kommen. „Ich habe diese Spizen selbst gehäkelt, sie werden an die Kissen gesetzt, schau!“

„Das ist Kinderei! Spizen! Wo hast Du denn Deinen Verstand, Lucie, auf Spizen kommt es wohl an!“

Lucie sagte nicht, daß Grivescu gemeint hätte, solch zierlicher Ueberfluß würde einen guten Einfluß auf verwahrloste Kinderseelen haben. Er hatte ihr sogar, als sie vom Spizennuster gesprochen, eine Ausgabe von Racinet gebracht, und sie hatten darauf hin aus der alten Bibliothek des Vaters persische Muster gesucht und sich in herrliche Randzeichnungen an Manuskripten vertieft.

Canvala interessirte sich nicht für Kunst, sonst hätte Lucie in ihrer Beschämung ihm wohl die Bücher gebracht.

XIX.

Canvala konnte mit dem Eindrucke zufrieden sein, den er hervorgebracht. Lucie saß den ganzen Abend nach seinem Besuche in ihrem Zimmer und dachte über seine verschiedenen Andeutungen nach. Glücklicherweise hatte sie noch viele Bücher aus Jean's Bibliothek, u. A. eine Reisebeschreibung von Egypten, die sie ihm gern am folgenden Tage zurückgeben wollte. Der folgende Tag war Sonntag, und an dem pflegte er stets zu kommen, — sonst hätte sie am Ende geweint. Statt seiner erschien Canvala schon zum Frühstück. Er kam hauptsächlich um über das Krankenhaus zu sprechen: „Ich habe die Statuten natürlich gleich gefunden, die Regierung hat gar kein Recht, es ist ausschließlich unsere Sache. Darum bin ich zu Grivescu gefahren und habe ihm gerathen, weil er ungesetzlicher Weise ernannt, seine Entlassung zu geben.“

„Heute früh schon das Alles?“ fragte Frau Livescu ungläubig.

„Den gestrigen Abend und den heutigen Vormittag habe ich der Angelegenheit gewidmet. Wenn ich mich um etwas kümmern, pflegt mehr dabei heraus zu kommen, als gehäkelte Spizen. Ich habe auch mit einem Advokaten gesprochen; bis zum Frühling hoffe ich die Verwaltung von Mursu in die richtigen Hände gebracht zu haben. Dann kann ich mit dem Neubau beginnen. Zufälliger Weise machte ich auf dem Rückwege von Wien die Bekanntschaft eines tüchtigen Ingenieurs, der kann sich nächste Woche gleich mit den Plänen beschäftigen.“

Frau Livescu war geärgert, daß er ihr diese Beschäftigung aus der Hand genommen hatte. Als sie nach der Mahlzeit einen Augenblick mit Canvala allein blieb, sagte sie darum:

„So viel ich weiß, war diese Angelegenheit ein Familien-Interesse der Verilianus, die das Hospital gestiftet?“

„Was meinen Sie damit?“

„Daß Sie mir diese Sorge hätten überlassen können!“

„Wer vertritt aber die Interessen Lucie's?“

„Leider noch immer Sie!“

Canvala lachte höhnisch auf. Dann empfahl er sich; er war noch müde, und Lucie besonders einsilbig. Das blieb sie den ganzen Tag, ihr fehlte irgend etwas, sie konnte nicht einmal lesen. Als Frau Livescu aber meinte, es wäre eigenthümlich, daß Grivescu nicht käme, that Lucie erstaunt darüber, daß die Tante ihn erwartet hätte und äußerte, er pflegte sie doch Sonntags nicht zu besuchen. Die Tante setzte sich an den Stuhlrahmen und betrachtete ihre Arbeit; sie rührte aus Princip Sonntags keine Nadel an, aber heute wurde es ihr besonders schwer.

„Willst Du einen Besuch mit mir machen, Lucie?“

„Wohin fährst Du?“

„Ich habe die alte Tante Kosti lange nicht gesehen, sie erkundigte sich neulich nach Dir. Es ist nicht weit, nur in der Batista-Gegend.“

„Wie Du meinst,“ entgegnete Lucie. Sie hatte gesehen, daß es über 5 Uhr war; Jean würde nicht mehr kommen.

Frau Livescu aber fuhr in die Strada Staunele und ließ vor dem Grivescu'schen Grundstück halten. „Die Kranke wäre seit drei Wochen besonders leidend,“ war der Bescheid, der ihr wurde. Sie ließ den Herrn bitten an

den Wagen zu kommen. Der Diener brachte jedoch die Nachricht zurück, er wäre ausgegangen.

Jean Grivescu zeigte sich auch an den folgenden Tagen nicht. Am Montag wartete Lucie noch mit einigem Herzklopfen auf ihn, sie hatte ihm so viel zu sagen, unter Anderem, daß sie ihn nie wiedersehen dürfte! Dienstag war sie unwohl und lag horchend auf ihrem Sofa. Alle halbe Stunde glaubte sie Männerschritte die Treppe heraufkommen zu hören, einmal klingelte sie und fragte, ob bei der Tante Besuch wäre. Sie hatte verschiedene Gäste, aber nicht den erwarteten. Lucie legte sich nicht wieder hin, sondern setzte sich an's Fenster.

Ach, das bange Warten!

Würde dieser Wagen einbiegen, oder jener?

Und wie sie so dasaß und wartete auf den fremden Mann, der ihr doch nah und vertraut schien, wuchs mit dem Wehe um sein Nichtkommen ein Gefühl großer Beängstigung in ihr. Welch Recht hatte sie gehabt, sich seiner Anwesenheit zu freuen? Sie hätte es nicht gedurft! Und weil sie schon wieder gedankenlos in den Tag hineingelebt, kam diese große Strafe über sie. Denn es war eine Strafe! Natürlich käme Jean nie wieder. Canvala würde ihm gesagt haben, er billigte es nicht, und Jean stellte gewiß gern die Besuche ein. Er war nur aus Mitleid mit ihr so oft gekommen, und würde willig den ersten Vorwand benutzen. Vielleicht hatte er sich schon gewundert, daß sie ihn so oft empfangen hatte?

Lucie setzte sich an's Clavier und sang: „Lang, lang ist's her;“ aber sie mußte ein Paar Thränen verschlucken, denn jedes Wort und jeder Klang des Liedes schien für sie gedacht worden zu sein. Die klagenden Töne kamen ihr so aus

dem Herzen, daß sie nicht weiter singen konnte. Jean hatte ihr das Volkslied oft begleitet.

„Werde ich nie lernen, daß ich anders als die andern Menschen bin, daß ich nicht hoffen darf, und mir Alles versagt ist?“ fragte sie sich mit großer Bitterkeit. Sie wußte, daß sie jetzt tapfer hätte sein müssen, aber das Weh ließ sie nicht. Sie wünschte nur, daß er noch einmal käme, um ihr zu sagen, es wäre das letzte Mal; das plötzliche Abbrechen schien ihr zu qualvoll und beängstigend.

„Im Wesentlichen hat der Vater recht,“ meinte sie, „es schickt sich nicht, daß ich mich an irgend etwas freue.“

Frau Livescu hatte erwartet, daß Lucie mit ihr über Grivescu sprechen würde; sie war aber nicht im Stande es zu thun. Lucie fühlte jetzt plötzlich, daß die Tante eine bestimmte Absicht damit verbunden hatte, als sie den jungen Mann in's Haus gezogen. Diese Absicht empfand sie als eine doppelte Beleidigung, da sie Jean so lieb gewonnen. Ja, sehr lieb! Vielleicht lieber als sie je einen Menschen gehabt?! Und dies Gefühl bliebe ihr, und in ihm läge ein Trost; alle Menschen brauchten ja nicht glücklich zu sein, und Empfindungen seien überhaupt nicht da, um geäußert oder erwidert zu werden, sondern nur um Einen innerlich zu beherrschen, so sagte sich Lucie.

XX.

Natürlich erfuhr Frau Livescu innerhalb der nächsten acht Tage genau, wodurch Canvala sich Grivescu's entledigt. Er hatte dem jungen Mann mitgetheilt, daß Lucien die für

beide Theile beleidigenden Gerüchte zu Ohren gekommen seien, welche in der Stadt circulirten, und daß sie ihn darum bitte, seine Besuche einzustellen. Canvala war noch so liebenswürdig, hinzuzusetzen, Lucie wäre eben eine sensitive Kranke, und er dürste ihr dieses Uebermaaß von Rücksicht auf die öffentliche Meinung nicht verargen.

Als Frau Livescu dies ihrer Nichte wiederholte und sie zugleich frug, ob es sich wirklich so verhalte, entgegnete die junge Frau ruhig, ihr Schwiegervater hätte recht gethan, und sie bäte die Tante diesen Gegenstand nicht weiter zu erwähnen. Wie sie allein geblieben, war sie aber fassungslos. Nicht darüber, daß sie Jean nie wieder sehen würde, nein, daran hatte sie sich gewöhnt und fand es weit besser so, sondern darüber, daß sie vollständig rathlos dastand, in sich selbst keine Kraft und keinen Willen fühlte und Niemandem mehr vertrauen konnte. Die Tante hatte aus Feindschaft zu Canvala und um eine Ehe zu stiften sich des Krankenhauses angenommen und Jean in's Haus gerufen; ihr Schwiegervater bediente sich der Unwahrheit um sie zu schützen, — gewiß nur um sie zu schützen, — aber es war eine falsche Güte, die ihr Mißtrauen einflößte, selbst wo sie in bester Absicht angewandt wurde. Doch sie konnte weder dem Einen noch dem Anderen je ein Wort darüber sagen, sie hätte Niemandem mehr klagen können, selbst Jean nicht mehr. Aber sie war froh, ihn so gekannt zu haben. Ihr schien sein Bild wie ein Heiligenschein, der in ihr Leben gefallen; sie wollte sich geistig vervollkommen, um sich sagen zu können, sie wäre im Stande, ihn zu verstehen. Und wenn ihr Bruder in die Heimath zurückkehrte, würde sie Jean bitten, ihn zu schützen, und er sollte zu Griveseu aufschauen wie zu einem Helden!

Was Jean gethan, um als ein Held zu gelten, fragte sie sich nicht; es schien ihr ohne jeden Zweifel, daß er einer wäre.

Canvala's Brief überraschte Jean höchst unangenehm. Von allen Menschen der Welt war ihm Demeter Canvala der Verächtlichste; nun hatte er sich selbst in die Lage begeben, von diesem Schurken so zu sagen herausgeworfen, als ein Glücksjäger abgetrumpft zu werden. Der Träumer Jean war durchaus nicht gleichgültig gegen die Meinung der Menschen, seine große Scheu hing sogar mit der Sorge um das Urtheil, welches die Andern über ihn fällen könnten, zusammen. Er war daher ärgerlich auf Lucie, derentwegen er sich so lächerlich gemacht, und wenn er sich auch noch immer sagte, sie hätte ein merkwürdig reines Kinderherz und ein schön geschnittenes Gesicht mit traurigen, schwarzen Augen, so war er doch keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß er sich sein Lebtag hüten würde, ihr Haus wieder zu betreten.

Diese Angelegenheit ging ihm aber viel im Kopf herum, zumal er auch fürchtete seine Stellung als leitender Arzt aufgeben zu müssen, weil Canvala es sich nicht versagen würde, ihn in den Proceß, welchen er der Regierung machte, hinein zu verwickeln.

„Was würdest Du an meiner Stelle thun, Alecco,“ fragte er darum schließlich seinen Freund, als dieser in gewohnter Weise ihm zwei Partien Schach abgewonnen. Alexander sprach fast jeden Abend bei Jean ein; Grivescu hatte drei nebeneinander liegende Zimmer, welche mit den übrigen Räumen nur durch einen langen Gang in Verbindung standen. In diesen Theil des Hauses kam die kranke Mutter nie, und hier war Alexander eben so daheim wie Jean.

Grivescu hatte ihm die ganze Frage auseinander gesetzt; wie Frau Livescu ihn im Hospital aufgesucht, er ein Paar Mal zu ihr gekommen und Demeter Canvala daraus Gelegenheit nähme, ihm den Brief zu schreiben, welchen er herausjuchte und ihm zeigte.

Alexander las ihn und sagte dann:

„Entweder ist die Frau in Dich verliebt, — oder ich verstehe die ganze Geschichte nicht.“

Jean lachte: „Du bist klassisch! Darum handelt es sich ja nicht.“

„Natürlich handelt es sich einzig und allein darum; das mußt Du doch einsehen! Sieh nicht die Entlassung, harre auf Deinem Posten aus, laß Dir einen Proceß machen und erscheine in ihren Augen als ein Märtyrer, ein Verfolgter. Für den Erfolg stehe ich.“

„Aber Du irrst Dich, sie liebt ihren Schwiegervater abgöttisch!“

„Abgöttisch! Den alten Canvala abgöttisch; das kannst Du mir nicht einreden.“

„Dann weißt Du nicht, wessen eine Frau fähig ist, — besonders eine Frau, die eigentlich ein Mädchen ist,“ erwiderte er etwas schnell.

Alexander fühlte, daß Jean piquirt war und unterdrückte daher seine spöttischen Bemerkungen. Nach einer Weile sagte er: „Ueberläßt Du es mir, die Sache in Ordnung zu bringen?“

„In welche Ordnung? Es ist ja Alles in Ordnung!“ antwortete Jean, dem es lange leid that, überhaupt davon gesprochen zu haben.

Alleco kannte die Art und Weise seines Freundes zu genau, um nicht zu wissen, daß er höchst beunruhigt sein

mußte, wenn er so reizbar war, und da er ihn aufrichtig lieb hatte, sagte er:

„Alter Junge, Du möchtest mich am liebsten zum Teufel schicken; wenn es Dir eine Beruhigung ist, thue es; mir macht es nichts aus, ich war schon öfters dort.“

Worauf Jean natürlich lachte und meinte, er müßte ihm verzeihen, weil er wirklich geärgert wäre. Weiter theilte er aber nichts mit. In seinem Innern hoffte er allerdings, Alleco würde nun irgend etwas thun; ihm war fast, als hätte er dem Freunde nun jede Verantwortung zugeschoben.

Und er irrte sich auch nicht. Alleco's eigene Natur ließ ihn nicht unthätig zusehen. Wenn Jean ihm etwas mitgetheilt, war es, als habe derselbe einen Stein in's Rollen gebracht, dessen stets sich mehrende Geschwindigkeit er nicht mehr die Kraft hatte, aufzuhalten.

XXI.

Am folgenden Tage ließ Alexander sich bei Frau Canbala melden, denn er wollte sich zuerst Kenntniß beider Parteien verschaffen. Lucie hatte seinen Namen noch nie gehört, aber sie war jetzt weniger verlegen Fremden gegenüber als vor einigen Monaten. Durch die Augen des geliebten Mannes, die oft wohlgefällig auf ihr geruht, hatte sie eine Sicherheit bekommen, die ihr auch die neue bittere Erfahrung nicht mehr rauben konnte. Denn bitter war die Erfahrung gewesen: der erste Freund, den sie gehabt, hatte sie im Stich gelassen.

Sie hatte Alexander in den kleinen Saal führen lassen, Fremde durften ihr Wohnzimmer nie betreten, und ging ihm nun entgegen. Ein Diener hob die schwere Portiere für sie, und wie ein kleiner Gnom stand sie vor ihm. Alecco vergaß in der Ueberraschung, ein so kleines Geschöpf als Trägerin so stolzer Namen vor sich zu sehen, was er sich vorgenommen hatte, ihr zu sagen. Seine ganze Mission schien ihm plötzlich von einer falschen Voraussetzung ausgegangen.

Lucie war an den Eindruck nicht mehr gewöhnt, den ihre Persönlichkeit machte, sie hatte lange nur mit alten Bekannten verkehrt. Es berührte sie natürlich höchst peinlich, und ihre Augenbrauen zogen sich zusammen, als sie langsam fragte:

„Was verschafft mir das Vergnügen Ihres Besuches?“

Sie hatte keine Miene gemacht sich zu setzen und ihm zu erlauben Platz zu nehmen, Alecco verstand das Abweisende, das darin lag, und es imponirte ihm.

Er hatte eine klangvolle Stimme, und als er mit einem verlegenen Lachen: „Verzeihen Sie,“ begann, sah sie ihn aufmerksam an.

„Mein Freund Grivescu war nicht liebenswürdig, wenn er Ihnen nie . . .“

„Ach, Sie sind Herrn Grivescu's Freund!“ fiel sie etwas nervös hastig ein, und ihr Mund nahm einen starren Ausdruck an, „vielleicht wünscht er seine Bücher, ich werde sie ihm schicken.“

„O nein, er weiß gar nicht, daß ich mir die Freiheit genommen“

„Ich sehe Herrn Grivescu schon seit einiger Zeit nicht,“ sagte sie und schnitt ihm die Rede ab, während durch ihren

Kopf der Gedanke blitzte: „also ein Zwischenträger! Ach ja, ich bin eine sogenannte gute Partie!“

„Aber, gnädige Frau, so lassen Sie mich doch einmal ausreden!“ entgegnete er mit so komischer Verzweiflung, daß Lucie lächeln mußte. „Ich bin einzig und allein gekommen, um Sie kennen zu lernen! Das dürfen Sie mir nicht verargen. Jean hat noch nie mit einem Menschen in Verkehr gestanden, der mir fremd geblieben wäre; wir sind seit frühster Kindheit Freunde. So war ich frech genug, meinen Eintritt bei Ihnen zu erzwingen.“

„An mir ist nichts kennen zu lernen“, entgegnete Lucie verlegen, „aber nehmen Sie Platz.“ Sie hätte wohl wissen mögen, wie weit Grivescu indiscret gewesen, was dieser fremde Mann um sie wußte.

„Es ist ein merkwürdiges Vorgehen meinerseits, — gewiß außerhalb der üblichen Formen,“ fuhr Alecco fort, „aber ich lebe nicht in der hiesigen Gesellschaft!“

„So,“ entgegnete Lucie zerstreut.

„Ich gehöre ihr gar nicht an,“ setzte er mit dem ihm eigenthümlichen reizvollen Lachen hinzu.

Auch Lucie widerstand diesem kurzen Auflachen nicht, es hatte etwas Urwüchsiges.

„Womit beschäftigen Sie sich denn,“ fragte sie.

Sie war sehr schön, wenn sie im Lehnstuhl saß und ihr bleiches Gesicht sich von dem dunklen Sammet abhob, und als er in ihr schwarzes Auge blickte, vergaß Alecco, daß er alle Frauen aus- und inwendig kannte, sie erschien ihm sehr räthselhaft.

„D, mit Vielem, sogar mit der Frauenfrage! Was halten Sie von ihr?“

„Ich verstehe gar nichts davon, ich habe nie in frem-

den Ländern gelebt und hier bei uns giebt es keine, — wir heirathen Alle!“

„Wie weise Sie die Allgemeinheit auf den einzelnen Fall zurückzuführen wissen.“

„Ich? Nein, ich bin nicht weise,“ erwiderte Sie abbrechend, nichts war ihr so peinlich, als wenn Jemand über sie sprach.

Alecco fühlte, daß er bald fortgehen müßte oder etwas sagen, was sie interessirte. Er wollte ihr nicht den Eindruck eines dummen Jungen hinterlassen. Lucie aber glaubte, er hätte irgend eine geheime Absicht mit seinem Besuch verbunden und schwieg, damit er sie enthüllte. Drum horchte sie gespannt auf, als er begann:

„Sie sollten nicht so zurückgezogen leben!“

„Ich bin in tiefer Trauer,“ entgegnete sie schnell.

„Verzeihen Sie, daß ich daran rührte!“

Sie schwieg.

„Und doch hat eine ausgewählte Gesellschaft, ich meine nicht den Strudel der großen Welt, immer etwas sehr Wohlthuendes. Sie müßten einen Kreis um sich bilden.“

Sie antwortete nicht, und er fühlte wiederum das Abweisende, was darin lag. Aber er war zu weit gegangen, um aufhören zu können.

„Ist es nicht schade um ein Menschenleben, das so reich wirken könnte und so ungenutzt verstreicht.“

„Was wissen Sie von meinen Fähigkeiten, nützlich wirken zu können?“ fragte sie mißtrauisch.

Er wußte eigentlich nichts, aber da er nicht erwiedern konnte, er hätte sie in ihren Augen gelesen, sagte er mit beherzter Lüge:

„Grivescu hat mir oft von Ihnen vorgeschwärmt.“

Lucie war den zudringlich-frivolen Ton der Welt nicht gewohnt. Es verlegte sie, daß ein Mann zu äußern wagte, ein Anderer „schwärme“ für sie, aber den Muth es zu sagen hatte sie nicht. Drum schwieg sie wieder.

„Würde es Sie nicht interessiren, morgen Abend einer Vorlesung meines Freundes Jean zuzuhören?“ begann Alexander von Neuem. Ihm schien die Idee herrlich, welche ihm plözlich durch den Kopf ging.

„Wo und worüber spricht er?“ fragte Lucie, während sie leise erröthete.

Also dazu war dieser Mann gekommen! Ihr wurde ganz heiß, und ein großes Wohlgefühl beherrschte sie. Jean hatte also gewünscht, sie möchte an seiner Arbeit Theil nehmen. Sie konnte es natürlich nicht, sie durfte ihrem Schwiegervater nicht trozen, aber es war doch sehr schön, daß Grivescu seinen Freund zu ihr geschickt hatte. Lucie hörte nicht, daß Alexander erwiderte, er hätte Jean zu populären Vorlesungen angeregt, weil er mit allen Mitteln auf eine Verbreitung der Cultur hinarbeiten möchte, und weil es seinem Freunde selbst wohlthäte, sich zu beschäftigen, sie fühlte sich nur beglückt und für die Sorgen der letzten Zeit entschädigt. Wie tactvoll, wie zart war er! Ja, auf dem unpersönlichen Gebiet seiner Leistung durften sie sich treffen, sie verstand ihn, wie er sie ganz verstanden! Und ihm hatte man nachgesagt, er wollte sie ihres Vermögens wegen heirathen.

Alexander hatte unterdeß den Gedankengang dieser Vorlesungen auseinandergesetzt. Er fand Lucie recht aufmerksam. Dann mußte er sich endlich entschließen zu gehen, fühlte sich aber entschädigt durch das „auf Wiedersehen“ mit dem Lucie ihn entließ.

Alecco stürzte zu Jean.

„Sie ist einzig, sie ist unaussprechlich, sie ist ganz etwas Besonderes!“

Jean starrte ihn erst an, dann verstand er, von wem sein Freund sprach. Und es war sehr eigen: was dieser ihm Herrliches über sie sagte, glaubte er auch stets empfunden zu haben; was jener an ihr pries, zerrte ihm plötzlich das Herz zusammen, und er wurde fast eifersüchtig auf den Freund.

Als er an jenem Abend zur Ruhe ging, sagte er sich, daß er Lucie Verilianu liebte, und daß sie seine Frau werden müßte. Sieben Monate waren erst seit Canvala's Tode verfloßen, also mußte er noch warten, im Frühling konnte er sich ihr nähern. Am nächsten Morgen, als er etwas nüchterner auf diesen Entschluß zurückkam, war er zwar nicht mehr so sicher, daß er sie liebte, aber er fand seine Absicht, sie zu heirathen, richtig. Sie paßten sehr gut zu einander in ihren Anschauungen, und das war doch das einzig Maßgebende in einer Ehe höher stehender Individuen.

Mecco aber war verliebt. Bei jeder kleinen Gestalt, die er aus der Ferne in ihren Wagen gedrückt auf die Chaussee fahren sah, stieg ihm das Blut in die Wangen, ja bei jeder Dame in tiefer Trauer. Er zählte die Stunden der acht Tage, die er glaubte, daß verstreichen müßten, ehe er sich wieder nach ihr erkundigen durfte, und war wie in's Herz getroffen, als sie ihn abweisen ließ. Der undefinirbare Duft ihres Zimmers umschwebte ihn, die kleinen, weißen Hände, die man fast kurz hätte nennen können, so rundlich waren die Spitzen der Finger, sah er immer vor Augen. Er hatte auch die Theorie seiner Liebe gefunden, denn ohne eine Theorie beruhigte er sich nicht, „wenn eine abnorme Form anziehend ist, wirkt sie so im allerhöchsten

Grade.“ Die angebetete Frau war verwachsen; darum würde er sie weit mehr lieben, als je eine Andere. Mit einer andern Frau hatte sie in seinen Augen nichts gemeinsam, — er hatte jeden Gedanken, sie mit Jean zu verheirathen, weit von sich gewiesen, — mehr mit einer Göttin. Unnahbar herrschte sie in dem großen, alten Palais, geschützt von ihrem Fürstennamen und der eigenen vornehmen Seele vor allen menschlichen Gedanken, die an sie zu rühren wagten, das gewöhnliche Leben mit seiner Lust und seinem Leide konnte gar nicht an sie dringen.

XXII.

Es war wieder Frühling geworden auf Grégoire's Grab. Lucie fuhr nie allein auf den Kirchhof; ihr war der Mann zu fremd gewesen, dessen Namen sie trug. Sie hatte das Bewußtsein, ihn getödtet zu haben, bewahrt; aber es gab ihr keine weiche Gesinnung mehr für ihn, sondern wie die Zeit vergangen, dreizehn Monate schon! — hatte es sie fast feindselig gegen den Todten gestimmt. Sie fühlte immer noch, als ob sie sich in Aller Augen dafür zu verantworten hätte, und wußte doch nicht womit.

An den Trauertagen des Jahres und an seinem Namenstage besuchte sie mit ihrem Schwiegervater seines Sohnes Grabmonument, legte schöne blühende Blumen darauf, aber nur als reine Formsache. Auch ihr Verhältniß zu Demeter Canvala war im Laufe des Winters eine reine Formsache geworden, ohne daß Einer von Beiden sich eingestanden

hätte, wodurch und seit wann. Er kam selten zu ihr; hin und wieder fuhren sie zusammen aus; einmal im Winter, als Madame Ristori Gastrollen im großen Theater gab, hatte er sie überredet, mit ihm die Aufführung der „Maria Stuart“ zu besuchen. Ihr war aber das Interesse, das sie erregte, der Umstand, daß aus allen Logen und dem Parquet die Gläser auf sie gerichtet wurden, zu peinlich gewesen, um sich ihm noch einmal auszusetzen.

„Wenn Du öfters ausgingest, würdest Du nicht so angestarrt werden,“ meinte ihr Schwiegervater. Er wußte, warum das Interesse, welches sie erregte, so groß war; sie galt in den hohen Kreisen der Gesellschaft für seine Geliebte. Wenn ihm solche Gerüchte zu Ohren kamen, was öfters geschah, hatte er durch die Art, wie er sie verneinte, ihnen nie widersprochen.

Ihn verletzte es nicht, daß man ihm zutraute, er hätte nur dadurch die Verwaltung ihrer Güter erlangt, er ließ die Welt gern in dem Glauben. Lucie's Ruf war ihm gleichgültig; außerdem meinte er eigentlich, es verleihe ihr höheren Werth in den Augen der Anderen, wenn man sie in Beziehung zu ihm brächte. Jedenfalls schreckte es die Freier etwas ab, die mit der Zeit sonst schwer fern zu halten gewesen wären. Demeter kam so höchst beruhigt durch den Winter. Den Proceß wegen des Hospitals hatte er begonnen, aber nichts gegen Grivescu, der sein Amt gratis fortführte.

Im Herbst hatte Canvala seiner Schwiegertochter einmal den Gedanken nahe gelegt, barmherzige Schwester zu werden und eine Genossenschaft zu bilden, an deren Spitze sie sich stellen könnte. Zu seinem Erstaunen erwiderte Lucie: sie fühlte weder die physische noch die moralische Kraft in

sich, um so schweren Anforderungen zu genügen. Er versuchte sie zu überreden, doch umsonst. Diese Weigerung ihrerseits hatte viel zu ihrer Entfremdung beigetragen. Zwingen konnte er sie nicht, aber er war empört, daß sie seinen Wunsch nicht berücksichtigte; es hätte ihm sehr gut gepaßt, und wäre auch für sie wirklich das Passendste gewesen. Lucie hatte aber darauf beharrt: das Studium der Musik und der neueren Sprachen gewährte ihr genügende Beschäftigung, sie hegte einen außerordentlichen Widerwillen gegen jede öffentliche Thätigkeit der Fran, und fühlte sich solcher Aufgabe nicht gewachsen. Für Canvala blieb dies ein Räthsel; die sogenannten guten Frauen, zu denen er Lucie zählte, mußten seiner Ansicht nach auch bigott sein. Er hatte Fräulein Natal seine Verwunderung über Lucie mitgetheilt. Diese war ganz seiner Meinung gewesen, um nachher auf Lucie im entgegengesetzten Sinne einzuwirken. Ihr machte diese Doppelzüngigkeit viel Spaß; sie lachte oft in sich, wie sie Beide düpirt und wie solch „vornehmes Volk“ doch leicht zu behandeln sei.

Lucie gab sich selten das Recht, ihrer Natur nach zu handeln; hierbei fand sie den Muth. Der Vorschlag barmherzige Schwester zu werden, hatte in ihr ähnliche Gefühle erregt, wie vor Jahr und Tag ihre Heirath; sie wußte zu genau, wie furchtbar es sich rächt, handelt man seinem eignen Instinkt zuwider, und so blieb sie fest. Sie fühlte auch wirklich keine Leere in sich, die ausgefüllt werden mußte; sie war glücklich, so weit sie es überhaupt je wieder sein konnte. Daran, daß sie ihrem Schwiegervater je eine Lebensfreude sein sollte, dachte sie jetzt nicht mehr; nein, ihr war, unbegreiflich woher, manchmal zu Muth, als hätte er Pflichten gegen sie, nicht umgekehrt. In den Formen war

sie seitdem noch eher freundlicher geworden, wenn auch jede Zärtlichkeit aufgehört hatte, aber innerlich fühlte sie sich frei. Auch die Tante beherrschte sie nur scheinbar, Jean stand zwischen ihr und Allen; Frau Livescu leitete das Hauswesen und machte mit ihr Besuche, aber in Lucie's eigenes, inneres Reich kam sie nie.

Es war Ende Mai, und die Fensterreihe der großen Front des Palastes wurde mit grünen Saloufteen beschattet, weil die Sonne schon sommerlich brannte. Lucie saß sinnend an ihrem Schreibtisch, von dem Fräulein Natal eben aufgestanden. Letztere sprach von London, wohin sie im Sommer auf einige Wochen gehen wollte und suchte die junge Frau zu bereden, auch nach England zu reisen. Fräulein Natal hatte viel Einfluß auf Lucie, obgleich Letztere sich immer viel älter vorkam, als die lebhafteste Engländerin, an deren warme Anhänglichkeit sie glaubte.

„Würden Sie wirklich gern mit mir reisen?“ fragte Lucie.

Es war natürlich Fräulein Natal's innigster Wunsch, ja, es hatte ihr wie ein Ideal vorgeschwebt, bei dem Gedanken daran küßte sie Lucien sogar die Hände.

„Die kleinen, wonnigen Hände,“ meinte sie dabei, „ich habe nie ähnliche gesehen!“

„Wie sollten meine Hände nicht klein sein, ich bin es ja ganz und gar! Aber hübsch sind sie nicht!“

„Nein, schön!“

„Sie sind immer überschwenglich,“ erwiderte Lucie. „Dabei sehen Sie nur ihre eigenen Hände an, wie viel vornehmer die geformt sind.“

„Sie sind wie meine Figur, lang und dünn!“

Lucie lachte kopfschüttelnd: „Sie haben eine tadellose

Gestalt," sagte sie dann neidlos, „wenn Sie in's Zimmer treten, habe ich meine Augenweide.“

Da sie wußte, daß sie eine elegante Erscheinung hatte, stritt Fräulein Natal es stets ab. Sie kam auf das frühere Gespräch zurück: „Denken Sie nur, wir könnten die Patti in den Montagsconcerten noch singen hören, wenn wir im nächsten Monate reisten. Es wäre zu gnädig, wenn Sie mir erlaubten, mich ihrer Begleitung anzuschließen!“

Fräulein Natal markirte den Unterschied ihres Standes mit dem der Fürstentochter stets, und Lucie, wenn es ihr auch peinlich war, wußte, daß es aus angeborener Bescheidenheit geschah.

Lucie saß also am Schreibtisch und nur manchmal drehte sie den beweglichen Stuhl ganz herum, wenn ihr die Bilder des unbekanntes Landes vor der Phantasie aufstiegen. Fräulein Natal blickte auf die Wanduhr und sprang erschrocken auf: „Bei Ihnen verschwache ich immer meine Zeit! Ich komme schon eine Viertelstunde zu spät, die nächste Schülerin wohnt oben an der Chauffee!“

„Bitte, nehmen Sie doch meinen Wagen!“

„Nicht wahr! Das paßte sich, daß ich in Ihrer Equipage zu meinen Stunden führe! Da fehlte nur noch, daß Sie mir die Bücher selbst trügen!“

„Aber ich fahre doch spazieren, ich setze Sie nur ab.“

Doch Fräulein Natal wollte nichts davon hören, sondern stürmte zu Fuß von dannen: „Es ist ja auch zu schöner Sonnenschein!“

Lucie fand die Sonne zu warm und hell, sie wurde immer unbezwinglich melancholisch an solch einem glänzenden Tage. Sie bestellte ihren Wagen ab, mit der Weisung, er möchte erst nach Tisch vorfahren. Nachlässig setzte sie sich

an's Clavier, fuhr über die Tasten, dann ging sie wieder an den Schreibtisch und blätterte in ihrem Tagebuch. Hier stand Alles aufgeschrieben, was sie einst mit Jean Grivescu besprochen, von dem Mißtrauen gegen sich selbst, von der Sehnsucht nach einem Lebenszweck. Auch die Stimmungen der Verzweiflung über die Vergangenheit hatten Ausdruck gefunden. Das Buch war mehr sie selbst, als ihre Person es war. Fräulein Natal's Name enthielt es auch öfters; was sie für Aeußerungen über das Leben gethan, — denn sie kannte das wirkliche Leben mit seiner Arbeit und Ent-sagung, mit all der Mühe des Erwerbs! Lucie schrieb heute nur ihren Wunsch, daß Fräulein Natal einst nach ihrem Tode ein Legat bekommen sollte, auf eine leere Seite. Denn ihr war plötzlich der Gedanke gekommen, daß Fräulein Natal mit ihrem Tode ihre einzige Freundin in dem frem-den Lande verlöre.

Nach Tisch fuhr Lucie auf die Chaussee. Dieselbe war mit Wagen besetzt, aber im Mondschein brauchte man Niemand zu erkennen. Außerdem hatte Lucie Befehl gegeben, auf die Seitenstraße nach Herestren einzubiegen. Dort herrschte völlige Ruhe, das Wagengerolle störte sie nicht, und der klare Mond des Orients schaute ihr voll in's Gesicht. Die Bäume warfen die langen Schatten auf die ungepflegte, wild emporschneidende Wiese, und nur die weißen Dächer einiger höher gelegenen Kasernen glänzten bis hierher im grellen Licht. Wie erstarrt stand die ganze, frühlingsfrische Natur da, und all die Wunder solcher Zaubernacht drangen in Lucie's Seele. Sie hatte um Mittag freudig an's Sterben denken können, jetzt verstand sie es nicht. Ihr zog ein schmerzhaftes Sehnen nach Liebe und Leben in's Herz, sie hätte das Licht in sich aufsaugen, schmecken, fühlen mögen,

weil es Nicht war; alle ihre Sinne schienen unzureichend, um ihr heißes Wünschen zu befriedigen. Sie sah ganz gebannt auf die mondbeglickte Landschaft, als ein Miethswagen mit aufgeschlagenem Verdeck eilig an ihr vorbeifuhr und sie aufschreckte, während zu gleicher Zeit an der andern Seite des Weges eine ihr bekannte Stimme sagte:

„Es ist Canvala, ich habe ihn genau erkannt, obgleich er sich zurückbog.“

„Und sie? Wer war sie?“ fragte sein Begleiter.

„Das weiß ich nicht, ich habe in den Stadtvierteln keine Bekanntschaft!“

Damit setzten die beiden Herren, Jean Grivescu und Alexander, ihren Spaziergang auf der ziemlich öden Seitenchauffee fort.

Lucie empfand eine Art Bitterkeit, daß Keiner sie erkannt hatte. Dabei schaute sie mit großer Spannung dem Wagen nach, der Herestreu zufuhr. Also in dem Wagen war eine der interessanten Frauen, welche die Männer nur als „sie“ bezeichnen! Lucie hätte für ihr Leben gern solch eine „Sie“ gesehen, zumal Jean Grivescu keine Bekanntschaft in „den Stadtvierteln“ hatte.

Aber sie ließ umwenden und fuhr nach Hause, während der Miethswagen mit Canvala und Fräulein Natal in Herestreu einbog.

XXIII.

Das Frühlings-Wettrennen war durch große Anstrengung, ja reine Aufopferung einiger jungen, in England und Frankreich erzogenen Herren zu Stande gekommen.

Es wurde vom schönsten Maiwetter begünstigt. Natürlich war die ganze Gesellschaft auf die improvisirte Bahn gefahren; die höchst primitiven Logen, aus rohem Holz zusammengeschlagen, bargen die höchsten Namen und die schönsten Toiletten. Nur die Tribüne für den Hof war nothdürftig mit rothem Tuch bezogen, auf ihr sollte der regierende Fürst eigenhändig die Preise vertheilen, um dadurch eine Aufmunterung zu öfterer Wiederholung zu geben.

Es war ein recht variirtes Programm; den Anfang sollten Calarassh-soldaten machen, die in ihren bunten Uniformen auf den kleinen, einheimischen Thieren dem Wettrennen das speciell nationale Gepräge verleihen sollten. In der Loge, welche der fürstlichen Tribüne am nächsten war, saß Fürst und Fürstin Masu, sie wußten sich immer in die Nähe des Hofes zu bringen, in die zweite trat, kurz vor Anfang des Rennens, als schon Alles dicht besetzt war, Lucie Canvala mit Fräulein Natal, begleitet von ihrem Schwiegervater. Es hatte Lucien eine große Ueberwindung gekostet, in diese Menschenmenge zu gehen, aber da sie aus Fräulein Natal herausgelockt, daß ihr höchster Wunsch sei, einmal wieder einem Wettrennen beizuwohnen, und da ihr Schwiegervater ihr diese Loge besorgt, hatte sie dies Opfer zu bringen gewußt. Beide Damen waren in Schwarz gekleidet, Lucie trug noch immer Trauerkleider; schon dadurch waren sie in der sonst der Jahreszeit durch Toilette angepaßten Damenwelt auffallend. Alle Operngläser wandten sich auf sie, Lucie wußte sich durch ihren Sonnenschirm vor einigen zu schützen, Catherine aber, die nur einen Fächer hatte, ließ sie muthig auf sich richten. Sie war sehr glücklich, öffentlich mit Lucie zu erscheinen.

„Sie sehen so bleich aus!“ wandte sie sich an Lucie.

„Es ist etwas heiß,“ erwiderte diese lächelnd, „und ich bin die vielen Menschen nicht gewohnt.“

Catherine antwortete nur durch einen kleinen Freuden-schrei, als nun der erste Calaratsch vorbeisauft.

„Kommen noch mehr?“ fragte sie und that entzückt, wie ein Kind, als all die anderen folgten.

„Ich zittre förmlich vor Erregung, wer gewinnen wird; fassen Sie nur meine Hand an. Es ist doch wirklich gar zu schön!“

Lucie fühlte sich belohnt, als sie ihres Schüzlings große Freude sah.

„Sie ist wirklich ein Kind!“ flüsterte sie Canvala zu. Dieser zuckte geringschätzig mit den Schultern.

„Jetzt kommen sie wieder,“ sagte Catherine, „der große Blonde ist es! Nein, der kleine Schwarze! Ach, wie schade, ich fand den Blondem so schön und gönnte es ihm. Was bekommt er denn?“

Lucie suchte aus dem Programm zu entziffern, was der Preis wäre.

Canvala hatte einen Herrn gesehen, den er zu sprechen wünschte, und fragte Lucie, ob er sie für kurze Zeit allein lassen könnte. Sie sagte: „natürlich,“ obgleich ihr ganz schwindelig wurde vor Furcht bei dem lauten Beifallklatschen, welches gerade ertönte.

Die zweite Nummer des sogenannten nationalen Rennens begann. Die Herren der Gesellschaft interessirten sich nur sehr vereinzelt dafür und gingen von Loge zu Loge, um ihre Besuche zu machen. Bei Lucie trat Keiner ein, doch grüßten sie Alle vorübergehend, falls die junge Frau gerade aufblickte. Sie sah rührend lieblich aus in dem schwarzen

Hut, und Jeden mußten die großen, traurigen Augen in dem weißen Gesicht auffallen.

Jean Grivescu, der mit zwei Bettern an der gegenüber liegenden Seite der Rennbahn stand, hatte sie schon lange beobachtet.

Waren es die eigenen Vorstellungen, die er lange mit ihr verbunden, oder war sie es selbst, die so stark auf ihn wirkte, — nachdem er sie lange nicht gesehen, — jedenfalls stieg ihm alles Blut in den Kopf, und als ihr Schwiegervater fortgegangen war, wollte er sich ihrer Voge zuwenden.

Doch er konnte die Bahn nicht überschreiten, sondern mußte eine Pause abwarten.

Wenn eine nervöse Natur ungeduldig wird, grenzt der Zustand an Irrsinn. Jean verlor alle Ueberlegung, als er da in der Menschenmenge, welche die Barriere zu einer Mauer machte, Lucien gegenüber stand. Dazu schien ihm die Sonne in's Gesicht, gegen die er seit frühester Kindheit höchst empfindlich gewesen war. Er bezog aber alles, was er fühlte, nur auf das innere Unbehagen, auf die unwiderstehliche Sehnsucht in ihre Augen zu schauen. Es ward ihm plötzlich klar, daß er sie seit Monaten nicht gesehen, daß sein Leben seitdem still gestanden, ihre Stimme ihm überall gefehlt, und daß er ohne sie nicht weiter leben könnte. Dabei hatte sie ihn nicht erkannt, sondern sie blickte ruhig und traurig vor sich hin, manchmal lächelte sie ihrer Begleiterin zu oder erwiderte einen Gruß. Wen sie grüßte, beachtete Jean nicht, wie er auch die neben ihr sitzende Dame nicht angesehen, sondern stillschweigend vorausgesetzt, es müßte Frau Grivescu sein. Als die erste Pause endlich eintrat, konnte Jean sich durch die Menschen hindurch drängen. Er

war noch immer von seiner Ungeduld benommen und bedachte nicht, daß er sich auf Lucie's sogenannte Bitte einmal zurückgezogen und eigentlich keinen Vorwand hatte, ihr zu nahen; er wollte sie sprechen, er mußte sie sprechen! So gelangte er bis an die Logentreppe, dieselbe, welche auch zur fürstlichen Tribüne führte: sie war dicht besetzt, denn der Fürst sprach gerade seine Anerkennung den Siegern aus, die zu ihm herauf beschieden waren. Wieder mußte Jean warten; diesmal sogar ohne Lucie sehen zu können. Er lehnte sich an den einen Holzpfeiler der Treppe und schloß die Augen, bis die Heraufbefohlenen zurückkamen, das Publikum ihnen folgte und er die Treppe beschreiten konnte. Als er nun aber oben stand, dicht vor ihr, wurde ihm klar, daß er ihr nichts zu sagen hatte! Doch es war schon zu spät; sie hatte über die niedrigen Bretter fortgeblickt, weil ein Schatten auf sie fiel, und wurde dunkelroth, als er mit einer Verbeugung zu ihr eintrat. Catherine wandte sich verwundert um, aber Keiner von den Beiden achtete auf sie.

„Ich war sehr überrascht, Sie hier zu sehen“, stotterte Jean.

„Warum?“ fragte Lucie mit einem Bemühen zu lächeln.

Jean wußte nicht warum, er schwieg, setzte sich aber auf einen der leeren Stühle.

„Sie haben mich lange nicht besucht, Herr Grivescu!“ meinte Lucie und trotz ihres Bestrebens es scherzhaft zu sagen, klang es wie ein ernster Vorwurf. Als sie es ausgesprochen, fühlte sie, daß sie gerade den Gegenstand berührt, den sie hatte vermeiden wollen. Er antwortete jedoch gar nicht darauf.

„Darf ich morgen kommen?“ fragte er plötzlich und sah sie mit den grau-blauen Augen starr an.

„Ich werde mich sehr freuen!“ entgegnete Lucie verlegen.

Darauf stand Jean wieder auf.

„Es ist heiß, doch ist das Wettrennen recht gelungen,“ meinte Lucie.

„Zawohl, recht gelungen!“ wiederholte er.

Catherine lauschte, obgleich sie sich noch mehr als bisher für die Pferde zu interessiren schien, die jetzt, von Jockeys geritten, vorbeisauften. Auch Grivescu sah auf die Bahn, dann schien ihm Canvala einzufallen, und er wandte sich zum Gehen. Lucie reichte ihm die Hand.

„Also, auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen,“ sagte auch er und stieg die Treppe hinab, suchte lange umher, bis er seinen Wagen fand und fuhr dann nach Hause.

Lucien sauste alles Blut durch den Kopf. Ihr inneres Leben mit Jean war unvermittelt mit der Außenwelt gewesen, so kam es, daß ihr dies plötzliche Wiedersehen, mitten unter fremden Menschen wie ein Traum erschien. Nach einiger Zeit aber war ihr zu Sinn, als hätte sich eben eine lang vergangene Scene wiederholt, und sie mußte sich besinnen, ob sie Jean nicht schon einmal gerade so getroffen und ihm dieselben leeren Worte gesagt hätte. Weiter konnte sie für den Augenblick nichts denken, aber sie fühlte nicht mehr, daß die Sonne heiß am Himmel brannte, auch jede Spur von Menschenscheu war ihr vergangen und das franke Bleich der Gesichtsfarbe verschwunden.

Fräulein Natal dagegen kämpfte mit einem höchst unangenehmen Gefühl: sie war vollkommen übersehen worden, und das vor einer Menschenmenge, vor Zuschauern, unter denen gewiß Einige bemerkt hatten, daß der eintretende Herr sie nicht begrüßt hatte und ihr nicht vorgestellt worden war. Sie wußte nicht, wer es gewesen, aber sie haßte ihn, und in der

Aufwallung gekränkter Eigenliebe empfand sie auch für Lucie fast Haß. Natürlich war Lucie ohne Absicht ungezogen zu ihr gewesen, meinte Catherine, sie hatte sich, so zu sagen, nur verrathen, ihre Verachtung für eine Lehrerin dokumentirte sich unbewußt, denn sie war durch und durch Aristokratin! Aber die Fürstentochter sollte sehen, daß sie in einem Jahrhundert der Gleichheit lebte, daß sie nur eine schwächliche, verwachsene Person wäre, und Catherine Natal ein schönes Mädchen, welches keine Vortheile kannte. So dachte Catherine sich in eine blinde Wuth hinein, — weil man eine äußere Form gegen sie versäumt.

„Ist Ihnen unwohl?“ fragte plötzlich Lucie's sanfte Stimme, die Catherine's Gedanken unterbrach. Gerade die Weichheit dieser Frage und der milde Tonfall reizten Catherine, sie sah darin nur Falschheit und glaubte nun auch, daß Lucie sie sogar absichtlich gekränkt hätte.

„O, durchaus nicht, ich bin in keiner Weise schwächlich,“ erwiderte sie hart, dann besann sie sich, wie wichtig Lucie ihr war, und daß die erste Stufe für ihr Weiterkommen dort lag. Je mehr Macht sie über Frau Canvala gewänne, je höher konnte sie steigen.

„Wer war der interessante Herr?“ fragte sie darum nach einiger Zeit.

„Ein Herr Grivescu. Meine Tante war mit seiner armen Mutter sehr befreundet.“

Catherine Natal hatte den Namen noch nie gehört, aber sie merkte ihn sich genau.

Nach kurzer Zeit trat Canvala wieder in die Loge und fragte Lucie, ob sie nicht heimkehren möchte? Sie sah, daß er es wünschte, und da auch Catherine meinte, nun

hätte sie das Schönste genossen, brachen sie auf. Zuerst fuhren sie Fräulein Natal nach Hause, dann zum Verilianu'schen Palais, da Canvala geäußert, er würde Lucie begleiten, weil er mit ihr zu sprechen hätte. Die junge Frau wäre gern allein gewesen, aber sie konnte seinem Vorschlage nicht aus dem Wege gehen.

XXIV.

Das große Gebäude lag riesig im Frühlingssonnenschein da. Es war natürlich, daß man bei seinem Anblicke an die Bestimmung eines Palastes dachte, und da Lucie und Demeter beide, indem sie in den Hof einfuhren, unbewußt von dem mächtigen Bauwerk beeinflusst wurden, schien es ungezwungen, daß Canvala seiner Schwiegertochter sagte: „Es ist schade um das große Haus, Du solltest nicht so zurückgezogen leben; ich selbst rathe Dir, jetzt hin und wieder Deine Salons zu öffnen!“

„Bis zum nächsten Winter können wir uns das ja überlegen,“ meinte sie lächelnd, „wolltest Du darüber mit mir reden?“

Lucie hatte ihren Hut aufbehalten, nur die Handschuhe ausgezogen und saß jetzt in einem ganz niedrigen Schaukelstuhl.

„Ja und Nein! Wenn Du Dich nämlich nicht dazu entschließen könntest, wollte ich Dir vorschlagen, dies Palais zu vermietthen. Man hat mir ein günstiges Angebot gemacht: der österreichische Generalkonsul sucht ein möblirtes Haus.“

„Das ist doch nicht Dein Ernst!“ entgegnete Lucie erschreckt.

„Doch, ich wollte Dir dazu rathen; die Ernte im vorigen Jahr war schlecht, Dein Pächter außerdem ein Betrüger, ich habe ihn auch entlassen und einen anderen gefunden. Der Neue zahlt aber viel weniger, dazu dieser Proceß, dessen Kosten ich zwar nächstes Jahr aus den Revenüen von Murju zu decken hoffe, — die Unmöglichkeit, Dein Kapital je anzugreifen! — — —“

Demeter schwieg, und ein Gefühl von Hilflosigkeit, das sie noch nie gehabt, beschlich Lucie: ihr war, als wäre sie plötzlich auf der Straße, ohne Haus und Hof, ohne Hab und Gut und wüßte sich nicht zu retten. Aber sie fühlte, daß jede Besorgniß, die sie äußerte, eine Anschuldigung Canvala's wäre, — so entgegnete sie scheinbar ruhig: „Ich brauche darum doch nicht gleich dies Haus zu vermietthen!“

Canvala zuckte mit den Schultern.?

„Benutzen thust Du es doch nicht; das Leben, das Du führst, könntest Du gerade so gut in einer Hütte befriedigen; an Deiner Stelle zöge ich auf's Land!“

Hätte Lucie nicht vor einer Stunde Grivescu wieder gesehen, würde sie wohl ein unwiderstehliches Mißtrauen überfallen haben; so aber konnte sie nicht anders als an alle Menschen glauben, denn morgen würde Jean ja kommen!

„Statt dessen willst Du mit dieser Person nach London reisen,“ fuhr Canvala fort, „wirfst Dich allen möglichen Schwierigkeiten aussetzen, — — und ganz unnöthige Kosten verursachen!“

Zu Lucie's großer Freude trat in diesem Augenblicke Marie Livescu ein. Sie hatte in der Loge einer Freundin

dem Wettrennen zugehoben und wünschte ihre Eindrücke darüber auszutauschen. Natürlich fand sie Alles mißrathen, Alles zu tadeln, die Pferde waren Miethsgäule, die Preise schäbig, die Toiletten der Damen überladen gewesen. Aber ihre harte Stimme klang Lucien sehr sympathisch, denn sie wurde durch sie verhindert, einen Beschluß zu fassen. Canvala versuchte schließlich Marie unter dem Vorwand zu entfernen: er hätte Geschäftliches zu besprechen, Lucie unterbrach ihn aber hastig und sagte, sie hätte kein Geheimniß vor der Tante. Canvala ergriff darauf seinen Hut und ging fort mit den Worten: er wünschte seine Angelegenheiten nicht gleich durch die ganze Stadt beklatscht zu hören!

Zu Frau Livescu's Entzücken warf er die Thür heftig zu. Lucie saß wie ein gescholtenees Kind da und ließ sich's sogar ruhig gefallen, als ihre Tante triumphirend sagte: „Hast Du ihn nun einmal in seiner wahren Gestalt gesehen, den rohen Menschen?“

Als Frau Livescu aber das Zimmer verlassen hatte, verschwanden die letzten peinlichen Minuten aus Lucie's Gedächtniß. Sie wußte nur noch, daß Jean am folgenden Tage wiederkommen, und dann Alles gut sein würde. Der Vorsatz, ihn nie wieder zu sehen, war lange vergessen, auch die Ueberzeugung, daß Menschen wie sie nicht auf der Welt wären, um glücklich zu werden.

Sie schlief die ganze Nacht nicht, sie mußte unaufhörlich mit Jean reden. Bald erzählte sie ihm, was sie Alles gedacht, als er damals fortgeblieben, oder fragte ihn um Rath, bald wollte sie sogar von ihm wissen, ob es eine Unsterblichkeit gäbe, oder wenigstens eine irdische Gerechtigkeit, nicht nur die traurigen Naturgesetze. O, von denen

hatte sie viel verstanden aus Instinkt, schon ehe sie von ihnen gelesen.

Ferner malte sie sich aus, wie er in's Zimmer eintreten würde und dabei wurde ihr dies Wiedersehen so verlegen, daß sie daran dachte, Fräulein Natal zu bitten, sie möchte alle ihre freien Stunden an dem Tage bei ihr zu bringen. Als dann der Morgen kam, that sie aber nichts dergleichen, sie sann sogar auf ein Mittel, die Tante von ihrem Zimmer fern zu halten; nachher schämte sie sich dieser Gedanken, was sie jedoch nicht verhinderte, sehr glücklich zu sein, als Frau Livescu sich das Coupé für den Nachmittag bestellte. Sie wollte mit einem Neffen, eines Veters Sohn, auf die Chaussee fahren.

Um zwei Uhr saß Lucie erwartungsvoll auf ihrem Sofa; sie hatte sich ein Buch genommen, damit ihr die Zeit schneller verginge. Wie sie hineinsah, ohne zu lesen, fing sie an, sich zu wundern, daß ein Jahr so rasch entschwunden. „Bei uns zu Lande,“ sagte sie sich, „vergeht die Zeit schnell, weil sie nichts bringt; wir essen immer dasselbe, fahren immer auf dieselbe Chaussee, sehen immer dieselben Menschen, die stets die nämlichen Gedanken haben, nämlich gar keine eignen. Auch ich habe wenig Gedanken!“ Aber sie konnte sich nicht einmal darüber grämen, sie war zu ungeduldig und sah durch die Salousteen auf den Hof; dann trat sie an den Flügel. Mit Musik wollte sie sich die Zeit vertreiben! Er sollte sie aber nicht am Clavier finden: wenn sie ein Rouleaux aufzog, konnte sie das Einfahrtsthor im Auge behalten, selbst während sie spielte. Raum hatte sie Platz genommen, als ihres Schwiegervaters Equipage in den Hof einbog. Lucie sprang entsetzt auf. Was war zu thun? Jean durfte nicht kommen, während

Canvala bei ihr war; doch konnte sie ihren Schwiegervater nicht abweisen, Zeit ein Wort an Grivescu zu schreiben blieb ihr nicht; wer hätte es auch besorgen können, da die Tante ausgefahren war? — Sie konnte nur Eines: Befehl geben, daß sie für Niemand zu Hause wäre. Das that sie dann zu Canvala's Freude vor seinen Ohren; der Diener, der ihm die Thüren geöffnet, empfing diese Weisung; Lucie aber konnte ihre Thränen kaum bemeistern, während sie ihren Schwiegervater begrüßte.

XXV.

Demeter hatte ein wunderschönes Rosenbouquet in der Hand, und als er mit Lucie allein war, legte er dieses und sich selbst ihr zu Füßen.

„O, bitte, bitte,“ sagte Lucie bestürzt, „steh auf, sonst muß ich mich auch hinknieen, und wir bilden eine rührende Gruppe.“

„Ich war gestern unverzeihlich! Von der Sonne hatte ich Migräne bekommen, und die macht uns alte Leute so fassungslos und grob.“

„Aber Du warst gar nicht so schlimm, Du hattest ja vollkommen Recht,“ meinte Lucie verlegen.

„Im Grunde bin ich im Recht! Mich freut, daß Du verständig genug bist, das einzusehen,“ sagte Canvala, der unterdeß Platz genommen, während Lucie die Rosen in einer großen Vase unterzubringen versuchte. Sie lauschte dabei; ihr schien, als wäre ein Wagen vorgefahren? Nein, sie hatte sich geirrt!

„Dies Haus muß nämlich vermietet werden, Kind; Du traust mir ja practischen Verstand genug zu, um Deine Geldangelegenheiten regeln zu können!“

Jetzt fuhr aber wirklich ein Wagen in den Hof ein. Lucie zitterte und wurde bleich, dabei antwortete sie: „Ich würde alle andern Opfer eher bringen, als diesen Palast vermieten! Mein Vater ist in ihm geboren, auch mein Großvater!“

„Aber Du hast keine andre Wahl, welche Opfer willst Du bringen?“

„Zum Beispiel mein Gut verkaufen,“ antwortete sie schnell. Der Wagen hielt noch vor der Thür. Vielleicht ließ sich der Insasse nicht so leicht abweisen? Um Gottes Willen! wenn er hereinkäme, was würden die beiden Männer sich sagen! Lucie glaubte Schritte auf der Treppe zu hören.

„All Dein Gut ist unveräußerlich, Lucie.“

„Ich selbst, ich kann es nicht verkaufen?“

„Nein, weil Deine Erben einmal den Act annulliren könnten.“

Noch immer hielt der Wagen unten. Lucie meinte, er stünde schon seit einer halben Stunde dort. Wenn Jean Canvala's Fortgehen abwartete?

„Also es bleibt mir nichts übrig, als dies Haus zu vermieten um . . . um was denn schließlich? Verzeih, ich habe noch nicht begriffen, wozu ich eine größere Summe brauche?“

Sie sagte es so leichtthin, lächelnd und horchte während dessen gespannt auf; aber es war doch die erste Frage, die sie an Canvala stellte, und er fühlte, wie erschüttert seine Autorität sein mußte, wenn sie überhaupt fragte.

Wer konnte sie erschüttert haben? Natürlich Frau Livescu, wer anders? Nun wußte Canvala schon, was er zu thun hätte.

„Wo ist Deine Tante?“ fragte er.

Der Wagen, auf den Lucie gelauscht, fuhr in demselben Augenblick fort. Ein Stein fiel ihr von der Seele, wenn ihr auch zugleich eine Hoffnung erstarb. Selbst Canvala merkte, wie viel kühler und ernster sie sich ihm jetzt zuwandte.

„Die Tante? Sie ist mit dem kleinen Mitica auf der Chauffee.“

„Das dachte ich mir.“

Lucie sah ihn überrascht an. Das hatte er erwartet und nahm ihre Hand in die seine; als er sagte: „Liebes Kind! Leider muß ich eine peinliche Sache berühren! Ich will so kurz wie möglich sein, aber ganz ohne Dein Mitwissen kann es nicht geschehen, drum ist es besser, ich theile Dir heute schon das Wesentlichste mit. Mitica ist Frau Livescu's Sohn.“ Canvala hielt inne, Lucie schweig und schaute ihn nur mit demselben ruhigen Ernst an; ihre Gedanken waren wo anders, und sie mußte sie immer mit Gewalt zurückhalten.

„Da er keinen Vater hat, will ein Herr Jonescu in Paris ihn adoptiren, für eine gewisse, nicht unbedeutende Summe. Um dieser Summe wegen spreche ich seit gestern mit Dir. Da es die Ehre Deiner Familie anbetrifft, glaubte ich nicht zögern zu dürfen.“

„Die Tante hat sich deswegen an Dich gewandt?“

Demeter beobachtete seine Schwiegertochter scharf. War es ein Zweifel, den sie ausdrückte?

„Schon vor einem Jahre. Ich glaubte, es ihr abschlagen zu müssen; daraus entstand sogar die kleine Feind-

schaft, welche Dir manchmal so peinlich war. Jetzt ist das Kind aber zehn Jahr alt und muß doch in eine Pension; dazu bedarf es eines Vaternamens."

Lucie hätte am liebsten gefragt, ob er denn nicht einen wirklichen Vater hätte, aber sie fühlte, daß der Gegenstand ein heikler sei. Zudem sah sie eben durch die halbgeöffnete Jalouſie einen andern Wagen in den Hof einfahren, und erschrak bis in's tiefste Herz. Wenn dies nun erst der richtige Wagen wäre! Sie blickte ängstlich auf die Uhr.

"Erwartest Du jemand?" fragte er.

"Nein," erwiderte sie, roth werdend, "aber vielleicht kehrt die Tante heim, ich möchte doch nicht, daß sie ahnte..."

"Natürlich nicht. Aber um Deine Einwilligung zum Vermiethen des Hauses brauche ich wohl nicht mehr zu bitten?"

"Ich möchte mich doch einige Tage bedenken," sagte sie. Das war zu toll für Canvala.

"Also so weit reicht Dein Anstandsgefühl nicht," begann er höhniſch. "Mit idealen Theorien, mit Spintifirereien über Recht und Wahrheit bringst Du Dein nichts-thuendes Dasein zu, wenn es aber einmal drauf ankommt eine gute Handlung zu thun, dann mußt Du es überlegen? Uebrigens, — das hätte ich ja immer wissen können, daß in einem verwachsenen Körper auch nur ein verwachsenes Herz sitzt, umsonst bist Du nicht gezeichnet. Gut, daß ich Dein Ueberlegen nicht nothwendig habe, daß ich mit Deiner Vollmacht thun und lassen kann was ich will. Von jetzt ab"

Lucie hatte schon bei seinen ersten Worten ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt, als ob sie sich für ihn schämte, "Sie nichtsnutziger Schurke," zischte es da plötzlich vor ihrem

Ohr, und wie sie erschreckt aufsprang, sah sie Jean Grivescu, der Canvala an beiden Armen gepackt hielt.

„Ich bin erwartet,“ hatte er dem Diener zugerufen, als dieser ihn zum zweiten Mal abweisen wollte und war die Treppe hinaufgestiegen.

Seit dem vorhergehenden Tage war er in einer Stimmung, in der er alle Hindernisse überfah. Bei seiner ungeschickten Hast hatte er die schwere Portiere vor Lucie's Thür nicht schnell heben können und war daher unabsichtlich Lauscher geworden, d. h. er überhörte die letzten Worte Canvala's und sprang dann in maßloser Empörung auf ihn zu. Jetzt stand er, wie Canvala und Lucie, erschrocken da, Jean hatte jedoch Demeter, der sich zuerst faßte, losgelassen.

„Eine kleine häusliche Scene,“ sagte er spöttisch, „welche Unberufene erschreckt; übrigens bin ich Ihnen dankbar, wären Sie nicht dazwischen gekommen, hätte ich vielleicht in der Heftigkeit einen Spiegel zer schlagen! Komm, Lucie, gieb mir einen Kuß, wir wollen uns nicht weiter zanken.“

Canvala wußte, was er that, als er Lucie plötzlich so familiär behandelte, er wußte auch, daß sie die Absicht nicht merken, Jean dieselbe aber verstehen würde. Doch er hatte ohne den Stolz der Frau gerechnet, die vor den Augen des Mannes, den sie liebt, herabgewürdigt werden soll. Lucie stand regungslos da. Sie war feige und furchtsam und in dem Ton der großen Welt erzogen, welche eine Scene schlimmer als ein Verbrechen beurtheilt, — aber sie liebte Jean.

„Nein,“ begann sie darum kalt, „ich könnte Ihnen nie verzeihen, was sie eben gesagt, auch wenn es kein Dritter gehört hätte! Und selbst vergäße ich die Worte, vergäße ich nie wieder, wer Sie sind, welche Offenbarung Sie mir

eben von sich selbst gegeben haben. Von heute an sind Sie mir ein Fremder.“

Sie wandte sich damit zur Thür. Jean hatte schon bei ihren ersten Worten Miene gemacht sich zurückzuziehen, er war hier entschieden nicht am Platze, aber wie konnte er die junge Frau allein solch einem rohen Wütherrich gegenüber lassen? Für den Augenblick sah Canvala zwar nicht wüthend aus, als er lauernd sagte:

„Nicht wahr, Lucie, wir wollen unsere Angelegenheiten lieber unter uns erledigen? Du gestattest, daß ich Herrn Grivescu bitte, sich zurückzuziehen?“

„Ich bin mit der Erlaubniß der gnädigen Frau hier,“ unterbrach er, „und nehme eine Verabschiedung nur aus ihrem Munde an.“

„So? Also mit Deiner Erlaubniß! Darum sahst Du so unruhig auf die Uhr!“ entgegnete Canvala und nickte ein paar Mal mit dem Kopfe. Dann sagte er plötzlich mit seiner lauten, höhnischen Stimme: „Also Du wolltest meinen Vorschlag erst mit Grivescu überlegen! Du denkst mir einen Nachfolger zu geben!“

Verstand Lucie den Doppelsinn der Worte, daß sie mit ängstlicher Hast ihre Hände krampfte und dann wieder öffnete, als sie sich an Grivescu wandte?

„Ich bitte Sie, gehen Sie fort, das ist der einzige Gefallen, den Sie mir thun können!“

Ehe er aber die Thür hinter sich geschlossen, hatte sie sich in das Nebenzimmer geflüchtet und den Schlüssel umgedreht und abgezogen. Demeter hörte das Schließen, trotzdem versuchte er leise, ob die Thür zu öffnen wäre. Als es erfolglos blieb, ging er fort und fuhr auf die Chaussee spazieren. Umbringen könnte er Lucie nicht, überlegte er

sich, doch mußte er Geld haben! Er hätte sein Verhältniß zu ihr von Anfang an falsch aufgefaßt, sie wäre zwar verwachsen, aber doch eine Frau. Wäre je eine Liebesbeziehung zwischen ihnen gewesen, hätte er sie ganz in der Hand gehabt, und sie ihm nichts verweigern können. Sollte er sich noch um sie bemühen? Wahrscheinlich war es zu spät, da sie schon in Grivescu vernarrt; aber wer konnte wissen, ob er ihn nicht doch ausstechen würde! Im Uebrigen hatte er die Vollmacht und konnte für's Erste darauf pochen, Lucie würde nicht den Muth haben, ihm einen Proceß zu machen, und Grivescu sie nie heirathen, wenn er sich ihrer Mitgift nicht vorher versichert hätte.

Darauf fuhr Demeter nach Hause, denn der regierende Fürst hatte ihn zum Diner befohlen und er mußte Toilette machen. Er traf den neuernannten österreichischen Generalkonsul im Palais, und als sie die Treppe zusammen hinabstiegen, theilte er ihm mit, daß seine Schwiegertochter den Berilianu'schen Palast zum Herbst vermietthen wollte, nur stellte sie sehr hohe Bedingungen.

XXVI.

Die Liebe ist sich so wichtig, daß ihr das Wichtigste unbedeutend erscheint. Lucie beschäftigte sich nur mit Jean, quälte sich mit der Frage, welchen Eindruck diese peinliche Scene auf ihn gemacht. Sie setzte sich hin und schrieb ihm einen Brief, den sie gleich darauf zerriß, dann harrte sie gespannt am Fenster, ob er nicht zurückkehrte, oder lauschte vom Bett aus, auf das sie sich geworfen, ob kein Wagen-

geroll sich näherte. Aber Alles blieb still. Und die Stille war das Entsetzlichste für ihr unruhiges Herz und ihr unentschiedenes Gemüth! Sie fragte sich, ob sie nicht handeln müßte, aber ehe sie sich die Antwort darauf gab, fühlte sie, daß sie es nicht könnte; ihr ganzes Leben lang hatte sie sich von Andern schieben lassen! Allmählig kehrten ihre Gedanken aber auch zu Canvala zurück und an Stelle der Unruhe und Ungeduld der Liebenden trat eine immer zunehmende Beklemmung und Angst. Ihr wurde Manches plötzlich klar, was sie früher dunkel ahnte, und auf einmal fiel ihr der Brief der Mutter ein, den sie vor Jahr und Tag in den Schreibtisch geschlossen. Sie wußte, wie die Worte lauteten, und doch mußte sie ihn herausholen, um den Sinn, der zwischen den Zeilen lag, zu verstehen.

„Demeter Canvala hat seinen Sohn aus Interesse in den Tod getrieben. Er wird kein Mittel scheuen, Dich in seine Gewalt zu bekommen, Deines Vermögens wegen! Wenn Du nicht sofort zurückkommst, bist Du in meinen Augen schon eine Ehrlose, wie Du es bald für Alle sein wirst. Wähle zwischen ihm und mir.“

Wie war es möglich, daß sie es damals nicht gleich verstanden hatte! Und doch, was würde es ihr genutzt haben? Sie wäre doch nicht zurückgekehrt, sondern hätte nur eine verdoppelte Anhänglichkeit für ihren verläumdeten Schwiegervater gehabt. War er verläumdet? Hatte die Mutter nicht etwa Recht gehabt? Lucie fühlte sich in diesen Schwierigkeiten verfangen wie in einem unentwirrbaren Netz, aber die Hoffnung, welche die Liebe ihr gab, triumphirte über die Sorgen, und schließlich war sie nur noch von ihr beherrscht.

Auch Jean war in einem Zustande krankhafter Auf-

regung. Er hatte die Eigenthümlichkeit schwacher Naturen, von gewissen Dingen, die ihn am tiefsten bewegten, manchmal nicht sprechen zu können, ja, es war ihm sogar unmöglich, über sie nachzudenken, sich zu sammeln, ehe er nicht irgend etwas gethan. Sein Wagen hatte ihn nach Hause gefahren und nun ging er mit großen Schritten und vornübergebeugtem Oberkörper auf und ab. Zuerst spielte er krampfhaft mit seiner Uhrkette, dann nahm er im Vorbeistreichen ein Papiermesser, das auf dem Tische lag, und gestikulirte mit ihm herum. Sein Blut war in Bewegung, sein Kopf heiß, und doch konnte er zu keiner Art Uebersetzung kommen.

Es klopfte an seiner Thür; er fuhr auf, wie aus einem Traume und rief mit rauher Stimme: „Herein.“ Die Pflegerin seiner Mutter trat ein.

„Was giebts?“ fuhr er sie hart an. „Die gnädige Frau will Sie dringend sprechen!“ „Ich komme.“ Für Jean war jede Anforderung, die an ihn gestellt wurde, eine Erlösung.

Die Kranke saß in einem großen Lehnstuhl am Fenster, das sich nach dem Garten öffnete. Sie nickte nur, als Jean eintrat und ihr die Hand, die er in der seinen behielt, küßte.

„Ich habe nämlich von Dir geträumt, Jean, und muß Dich warnen: geh heute nicht mehr aus!“

Es war die alte, fixe Idee seiner Mutter, daß er nicht ausgehen sollte; er hörte ihr heute so geduldig lächelnd zu wie alle Tage. „Sie ist nämlich böse, die Frau, die Dich rufen läßt, sie macht's wie die Andere, die Deinen Vater vergiftet hat und mich auch vergiften wollte.“

„O nein, Mutter,“ wagte er beschwichtigend einzuwenden. Aber ihm schien es eigen, daß die Irre heute von

einer Frau sprach, die ihn rufen lassen würde; Jean wurde fast ein wenig abergläubisch. Dann gab die Mutter ihm eine Art Saft, den sie in der Frühe gegen seine Kopfschmerzen gekocht hatte. Sie erzählte dabei, daß der Priester, den sie hätte rufen lassen, seine Formeln darüber gesprochen, damit er heilkräftig werde, und nach einer Weile durfte sich Jean zurückziehen.

Diese Ableitung hatte ihm aber sehr wohl gethan, der schlimmste Zustand seiner Erregung war überwunden, und er schlenderte jetzt durch die schon etwas kühleren Straßen zu Alexander, dessen Wohnung weit entfernt von der seinen in der Nähe einer der Lehranstalten, an denen er unterrichtete, lag. Jean ging zu Alexander eigentlich wie das Schaaf Abends in den Stall, ohne weitere Ueberlegung; es gehörte sich so. Alexander schlief, was Jean aber nicht weiter störte, er setzte sich neben das Sofa, auf dem er lag und fing an in der Revue des deux Mondes zu lesen; ein Artikel über russische Zustände, den er aufgeschlagen fand, interessirte ihn aufrichtig; er stellte unwillkürlich Vergleiche zwischen dem südrussischen und dem rumänischen Bauern an.

„Ist der Patient mit dem amputirten Arm etwa gestorben?“ damit fuhr Alexander auf, als er Jean an seinem Lager sitzen sah.

Jean lächelte: Richtig, in den letzten Tagen war seine Haupt Sorge dieser arme Amputirte gewesen! „Nein,“ antwortete er, „es geht ihm leidlich, aber ich will mich verheirathen.“

Alexander war aus Princip nie überrascht. „Es ist eine ganz gute Idee,“ erwiderte er gleichmüthig. „Wann?“

„So bald Du mir dazu verhiffst.“

Alexander richtete sich auf, als ob seine Thätigkeit augenblicklich erfordert würde.

Es war Jean's Art, sozusagen stets seinen Speer voran zu werfen, um ihn nachher zu holen; ehe er das Wort „verheirathen“ ausgesprochen, hatte er selbst es sich nicht formulirt, nun aber gedachte er daran festzuhalten. Darauf erzählte er Alexander die Scene, welcher er am Nachmittage beigewohnt; von seinen Gefühlen sprach er nicht.

Alexander war an's Fenster getreten und drehte Jean den Rücken zu. „Du hast sie natürlich sehr lieb?“ sagte er mit gepreßter Stimme.

„Natürlich,“ entgegnete er abweisend.

„Ob sie Dich liebt, ist noch fraglich. Ich glaube, — nimm es nicht übel, — ich glaube, sie müßte nicht heirathen; Verwachsene sollten nicht heirathen, sie sind doch keine normalen Menschen, manchmal besser als normale“ — — —

„Mein Gott, Alecco,“ sagte Jean ungeduldig, „wir sind doch keine Zuchtthiere! Eine Ehe ist doch für Unserer ein seelisches Problem.“

„Natürlich, aber weißt Du, daß es doch nur Ausnahmsmenschen sind, für welche die großen Naturgesetze nicht gelten?“

„Und ich bin keine Ausnahme?“ fragte Jean, der Alexander's tieferen Sinn wohl verstanden.

„Ich weiß nicht,“ sagte er, „Du wärest es wohl, aber Du bist doch auch Deiner Väter Sohn!“

Jean nahm seinem Freunde diese Worte um so weniger übel, als er eigentlich im Grunde seines Herzens auf seine „Väter“ stolz war. Es waren nichtsnutzige Menschen, aber doch dabei Fürsten und stolze Herren gewesen, und ihm that es nie leid, an sie erinnert zu werden. Brave Ackerleute

aus der Bukowina, wie Alexander's Eltern, wären ihm bedeutend unangenehmer erschienen.

„Bei wem willst Du um sie werben?“ fragte Alecco, der das Gespräch wieder aufnahm.

„Das ist eben die Frage. Ich glaube, ich kann nur mit ihr selbst sprechen, die Andern sind ihr alle feindlich, — aber mir ist es schwierig wieder zu ihr zu gehen.“

„Die Heirath kann jedenfalls nicht hier stattfinden; am besten in Paris bei der Mutter.“

Jean schwieg; er wollte nicht sagen, daß Lucie mit der Mutter in keiner Beziehung mehr stände. Schließlich kamen sie überein, daß Jean an demselben Abend noch einen Brief an Lucie schreiben sollte, in dem er sie um eine Unterredung bäte.

Darauf gingen die beiden Freunde in ein Restaurant um zu Mittag zu speisen. Alecco schämte sich, daß er innerlich hoffte, Lucie würde Jean's Werbung nicht annehmen. Vor Canvala's Schlechtigkeiten würde er, Alexander, sie schon zu beschirmen wissen, und im Uebrigen würde sie sich selbst viel treuer bleiben, wenn sie sich nie in die Reihe anderer Frauen stellte.

XXVII.

Kein Wort von Liebe war in dem Gespräch zwischen Jean und Lucie gefallen, aber sie hatten abgemacht, daß sie sich in drei Wochen trauen lassen wollten. Und zwar im Ausland. Jean würde sich erkundigen, ob es in Wien möglich sei.

Es war Alles sehr eigenthümlich zugegangen: Lucie

hatte ihn ruhig, fast eifrig vor bezwungener Erregung, empfangen, Jean war nervös, hastig, zerstreut gewesen, und Beide fühlten sich so unbehaglich in der neuen Lage, daß sie alle Barrieren ihrer weltmännischen Erziehung zwischen sich setzten. Sie glaubten Beide, es wäre unerlaubt von Liebe zu reden, da sie, durch unglückliche Verhältnisse dazu gezwungen, persönlich etwas besprechen mußten, was eigentlich Andere für sie hätten abmachen sollen.

Lucie wandelte dabei in einem vollkommenen Traume: Sie würde die lange, weiche Hand, an der die vielen Adern so nervös hervortraten, in ihre Hände nehmen, vielleicht einmal ganz verstoßen küssen, sie würde in die graublauen Augen so lange starren können, bis sie dieselben ergründet, und sich sogar an seine Schulter anlehnen dürfen! Sie dachte nur an ihn, ihre augenblickliche Lage erweckte ihr keine schweren Erinnerungen, sie hätte es gar nicht verstanden, wenn man ihr gesagt, sie wäre zum zweiten Mal Braut. Er hatte in ihr nichts zu thun mit all dem Leid, das vergangen, das ausgelöscht schien; er war was nie ein Anderer hätte sein können. Sie hatte auch keine Spur Interesse mehr für Andere übrig!

Aber nun galt es, vorsichtig und überlegt zu handeln. Jean hatte gemeint, Niemand, auch nicht die Tante, dürfte vorher von ihren Absichten unterrichtet werden, und so sollte es darum auch geschehen. Sie wollte ja Alle aufgeben für ihn; wenn sie nur mehr aufzugeben hätte! Außerdem hegte sie ein neu erwachtes Mißtrauen gegen alle ihre früheren Beziehungen, besonders gegen die Tante. Manchmal redete sie sich ein, diese hätte mit Canvala in einem heimlichen Bunde gegen sie gestanden.

Nur Fräulein Natal schien ihr alles Vertrauens würdig,

so groß war der Zauber, welchen die äußere Anmuth der Engländerin auf sie ausübte. Fräulein Natal wurde also ihre Vertraute, mit ihr wollte sie Ende der folgenden Woche in's Ausland reisen.

Dieser Reiseplan an und für sich war nichts Neues; sie hatte oft davon gesprochen und Canvala, der sich nicht wieder bei Lucie hatte sehen lassen, in der Ueberzeugung, sie würde dann zu ihm kommen, wunderte sich nicht, als sie die nöthigen Summen schriftlich von ihm erbat. Er schickte ihr nur die Hälfte des Geforderten zu, mit dem Bescheid, sie wüßte ja von dem Stand ihrer Kasse.

Fräulein Natal war lange mit sich uneinig gewesen, ob es ihr irgend einen Vortheil gewähre, wenn sie Lucie's Pläne Canvala enthüllte. Falls aber Letzterer keine Macht hätte, Lucie's Heirath zu hintertreiben, würde sie, Catherine Natal, nur die Vortheile ihrer Stellung zu Lucie verlieren und gar keine anderen eintauschen. So schwieg sie, wenn sie auch anfang, einen versteckten Haß gegen Lucie zu empfinden. Außerdem hatte sie nicht vergessen, daß Grivescu sie damals in der Loge übersehen; er würde einmal dafür büßen, sagte sie sich und ballte ihre schön geformten Hände.

Lucie's Vorbereitungen erforderten nicht viel Zeit, desto schwieriger waren die Schritte, die Jean einzuleiten hatte.

Er mußte sich verstohlen in den Besitz all der Papiere setzen, die verlangt wurden, damit er in der griechischen Kapelle in Wien mit Lucie getraut werden könnte und vor allen Dingen sein Haus auf dem Lande in den Stand setzen, seine Frau aufzunehmen. Der Pächter wollte sich nur dazu verstehen, das Haus zu räumen, wenn er eine große Entschädigungssumme bekäme; denn der Nachtheil wäre unberechenbar, der ihm daraus entwüchse, verlegte er seine

Wohnung in die nächste kleine Stadt. Jean, in seiner Ungeduld, löste schließlich das ganze Pächterverhältniß, zu seinem eigenen, unermesslichen Schaden, denn es war gerade vor der Ernte, Anfang Juni. Alexander mußte ihm einen Juden finden, der ihm die großen Geldsummen, die er benötigte, vorstreckte, — gegen hohe Zinsen, — Jean dachte aber, seine Schulden schon in dem ersten Jahr durch Lucie's Revenüen zu decken.

Auch bei der Wahl der Möbel für das neu einzurichtende Gutshaus war Alexander behülfslich, — nichts schien den beiden Männern kostbar und schön genug für Lucie. Bei einem Punkte konnte aber Niemand Jean helfen; er mußte die franke Mutter ganz allein auf die bevorstehende Trennung vorbereiten. Nachdem Jean hin und her überlegt hatte, wie er ihr die Idee seiner Reise annehmbar machen könnte, verfiel er auf den Ausweg, ihr vorher nichts zu sagen, sondern nur einen Brief zurückzulassen mit allen möglichen Erklärungen.

Jean erwartete den Tag der Abreise mit krankhafter Ungeduld; aus dem Träumer schien ein Mann der That geworden, während Alecco, der früher stets regsame, oft still dasaß und über den Freund grübelte.

„Es wird eine ganz ideale Ehe werden,“ sagte er sich oft und freute sich für den Freund; am Meisten aber freute er sich auf das Wiedersehen mit Lucie. Denn es war abgemacht, wie Fräulein Natal diese, würde er Jean nach Wien begleiten, um als Trauvater zu fungiren.

Frau Canbala reiste am festgesetzten Tage ab, ohne Jean wiedergesehen zu haben; sie hatten aber täglich, wenn auch heimlich, mit einander Briefe gewechselt. Er nannte sie noch immer „gnädige Frau“ und sie ihn „Herr Grivescu“.

doch die letzten Briefe waren sehr lang gewesen und erinnerten an ihre vorjährigen Gespräche. Die beiden Damen reisten die größte Strecke mit dem Dampfschiff, dann mit der Eisenbahn, aber immer in kleinen Touren, damit Lucie sich nicht ermüdete. Doch nichts hätte sie ermüdet, sie fühlte und sah kaum etwas, als das Glück, das ungeahnte Glück.

XXVIII.

Die Trauung war um 12 Uhr vorüber. Lucie war mit Fräulein Natal voran, Jean mit Alexander in einem zweiten Wagen ihnen folgend, zum Hotel Metropole zurückgekehrt. Die Fenster der Zimmer, die sie in Beschlag genommen, blickten auf das Wasser heraus, und der eine der Salons, in dem Jean jetzt allein auf und abging, hatte einen schönen, durch eine graue Leinwand beschatteten Balkon.

Fräulein Natal trat aus einem der Nebenzimmer in diesen, zur allgemeinen Zusammenkunft bestimmten Salon. Sie trug ein ihr von Lucie geschenktes, sehr geschmackvolles blaues Sammetkostüm, denn es war ein kühler Tag. Jean hatte sich nach ihr umgewendet, als sie eintrat, und sah sie eigentlich zum ersten Mal an: In der Kirche hatte sie hinter ihm gestanden und am vorhergehenden Abend, bei seiner Ankunft, hatte er nur noch wenige Worte mit den Damen gewechselt. Catherine stand wie ein schönes Bild da; sie hatte etwas Muthwilliges in den klaren braunen Augen, und er mußte lächeln und sie unwillkürlich fragen: „Lachen Sie über mich?“

Dabei fiel ihm auf, wie voll sie, trotz ihrer großen Schlankheit war, und als er so mit dem Blick an ihrer Gestalt entlang glitt, fand er sie außerordentlich anziehend. Catherine bemerkte das augenblicklich, und ihr eingebildeter Haß schwand davor.

„Natürlich,“ antwortete sie, die Worte in ihrer zierlichen, ausländischen Art accentuierend, und lachte laut, „ein junger Chemann hat etwas sehr Romisches.“

Jean fand dies höchst belustigend und blickte ihr wohlwollend in's Gesicht, als er erwiderte:

„Aber ich fühle mich gar nicht lächerlich!“

„Das kommt schon noch!“ entgegnete sie schnell, und er wußte nicht, ob sie sich nur falsch ausgedrückt, oder ob sie ihn necken wollte.

Er trat auf den Balkon, damit sie ihm folgte, und er sie bei schärferem Lichte einmal betrachten könnte; sie hatte sich aber in ein Sopha gesetzt. Gleich darauf traten Lucie und Alecco ein, und man ging zu dem Mahle, das nebenbei vorbereitet war. Alle bemühten sich, genau so zu reden und zu thun, als wäre nichts Außergewöhnliches geschehen, um die Peinlichkeit eines feierlichen Mahles zu verwischen. Catherine's Drolligkeiten erleichterten das; aber auch Jean war sehr gesprächig und angeregt.

„Alecco denkt noch immer darüber nach, ob wir die Donau, die ihm einmal wieder imponirt hat, nicht von Giurgiu über Bukarest nach Galatz leiten könnten,“ scherzte Jean. „Denken Sie, Lucie,“ — er nannte sie mit dem Vornamen, wobei sie leise erröthete, und er sie mit einem treuen Blick ansah, — „gestern Abend erzählte er mir alle seine Pläne in dieser Richtung! Er hatte nie einen zerstreuteren Zuhörer!“

„Das ist ein sehr guter Gedanke,“ meinte Catherine, die sich eine Rebhuhnpastete gut munden ließ, „dann bekämen wir trinkbares Wasser.“

„Aber man trinkt kein Donauwasser,“ entgegnete Jean.

„Das ist schade, es könnte Ihnen den Charakter verbessern.“

„Wie verbessern?“

„Weil das Wasser den Nationalcharakter verbessert, wie irgend ein Gelehrter gesagt hat. Ihre Frau Gemahlin hat mich darüber einmal einen ganzen Abend etwas vorgelesen lassen!“

„Sie scheinen viel davon behalten zu haben,“ meinte Alexander ironisch, „wenn Sie den Namen dieses merkwürdigen Gelehrten nicht einmal wissen!“

Catherine schnitt ein höchst komisches Gesicht, und Lucie vertheidigte sie. Jean wunderte sich, daß zwei Damen unter einander trotz der Toiletten-Wichtigkeiten noch Zeit zum Lesen behielten. Lucie fühlte, daß er scherzte, und lächelte still vergnügt, während Catherine empört that und ihn mit Verachtung strafte.

So verging die Mahlzeit sehr heiter, aber die leise Peinlichkeit begann wieder als man aufgestanden. Lucie zog sich einen Augenblick zurück, während die Herren rauchten; Catherine stellte in Folge von Jeans wiederholten Neckereien Versuche an, auch zu rauchen, was ihr die Gelegenheit zu vielen kleinen koquetten Mundbewegungen gab. Alexander beobachtete sie und Jean scharf, dann fragte er Fräulein Natal, um welche Zeit sie weiter zu reisen gedächte, sein Zug ginge um fünf Uhr Nachmittags.

„Ach, bleiben Sie doch,“ meinte Jean zu Fräulein

Natal gewandt, „es würde Lucie so sehr freuen, verbrächten Sie einige Zeit mit uns auf Reisen.“

„Glauben Sie wirklich, daß sie es möchte?“ fragte Fräulein Natal, welche Lust hatte, noch in Jean's Nähe zu bleiben.

„Es wäre uns ein großes Vergnügen, Ihnen unsere Erkenntlichkeit zeigen zu können, nach all den Opfern, die Sie uns gebracht!“

Catherine war im Begriff, mit Freuden Ja zu sagen, als Alexander mit etwas harter Stimme dazwischenfuhr:

„Fräulein Natal hat genug Tactgefühl, um zu wissen, daß sie auf keinen Fall bleiben kann, wenn Du sie auch noch so liebenswürdig einladest. Deine Frau Gemahlin hat ja später noch Gelegenheit ihre Erkenntlichkeit zu beweisen.“

Jean fand diese Bevormundung etwas stark, da aber Lucie in's Zimmer zurückkehrte, äußerte er nichts, zumal Alexander sich gleich an diese wandte und sagte, sie möchte über ihn bestimmen, falls sie wünschte, daß Fräulein Natal vor ihrer Abreise noch irgend etwas von der Stadt sähe.

„Sie, gnädige Frau,“ setzte er hinzu, „müßten sich jedenfalls einige Tage hier ausruhen, selbst wenn Sie größere Reisepläne haben.“

„Ich bleibe hier, so lange es Herrn Grivescu gefällt! Fräulein Natal wollte heute Abend weiter reisen.“

„Dann bleibe ich auch bis zum Nachtzug, um sie vorher zum Bahnhof zu begleiten,“ entgegnete Alexander, scheinbar in übertriebener Höflichkeit.

Er hatte Furcht, diese indiskrete Engländerin könnte sonst in Wien bleiben, und Jean, in seiner unglaublichen Schwäche, sie noch einmal formell dazu auffordern. Cathe-

rine glaubte, in Folge seiner letzten Entschliebung, auch an Alexander eine Eroberung gemacht zu haben, und da er nicht verheirathet war, schien es ihr wichtiger, sich mit ihm gut zu stellen. Sie würden sich im folgenden Winter oft bei Grivescu's sehen können.

Darauf wurde eine gemeinsame Spazierfahrt unternommen. Jean, der Fräulein Natal gegenüber saß, scherzte mit ihr, Lucie und Alexander hörten zu.

Lucie war ganz bezaubert von ihres Mannes Witiz und sagte ihm, als sie endlich allein geblieben waren:

„Wie liebenswürdig Sie zu Allen, sogar zu dieser armen Catherine sind! Ich wußte gar nicht, daß Sie auch scherzen könnten; das ist eine neue Entdeckung, welche ich an Ihnen mache. Ich werde aber wohl noch viele Schätze in dem wunderbaren Manne finden?“

Er lächelte melancholisch: „Wenn Sie in mir nur genug entdecken, um Sie glücklich zu machen! Ich mußte Ihnen heute natürlich ein Anderer erscheinen, meinen Sie, ich sei es nicht auch, seitdem ich Sie besitze?“

„Jean,“ antwortete sie, -- es wurde ihr noch so schwer, den Namen auszusprechen, sie sagte ihn ganz langsam. „Es ist doch sehr wunderbar, daß wir Beide hier zusammen sind! Aber Sie müssen Du zu mir sagen!“

„Wer soll anfangen?“ fragte er leise und wickelte sie in den kleinen Shawl ein, der auf ihrem Knie lag, denn sie saßen draußen auf dem Balkon, und es wurde kühl. Er sah sie dabei an, und sein Blick verlor sich ganz in ihren schwarzen Augen.

„Lucie,“ fuhr er dann fort, „Du warst noch nie in einem Shafespeare'schen Trauerspiel! Heute wird Hamlet

im Burgtheater gegeben; wäre es nicht wunderschön, wenn wir den ersten Abend unseres Zusammenseins dort verbrächten?"

"Wie reizend ist Dein Vorschlag, Jean," erwiderte sie und sprang in ihrem ganzen kindlichen Eifer auf: "Kommen wir auch noch zu rechter Zeit?"

"Wir können sogar zu Fuß hingehen," sagte er.

"Ja, zu Fuß, das ist besonders schön!"

Anna, die Kammerfrau von Lucie, wunderte sich, daß ihre Herrin den Abend des Hochzeitstages in einem Theater zubrächte, sie fand es sogar unpassend.

Lucie und Jean aber waren selig wie die Kinder. Als sie nach Hause fuhren, — Lucie mit ein Paar verstopfenen Thränen in den Augen über Ophelia's Geschick, — legte sie ihr kleines, schwarzes Haupt an seinen Arm und sagte: "Ich bin unfasßbar glücklich."

Ihrem Manne brachten diese Worte Thränen in die Augen — die ersten seit langen Jahren, und er entgegnete: "Wenn ich Dir je einen Kummer bereite, so will ich nicht werth sein, einmal Deine Hand berührt zu haben!"

Und wie sie so durch die noch lauten Straßen fuhren, war ihnen Beiden, als kannten sie sich seit frühesten Kindheit, als wären sie seit Anbeginn der Welt für einander bestimmt gewesen, ja, als hätten sie sich schon angehört, so lange sie zurückdenken konnten.

XXIX.

Jean und Lucie blieben drei Wochen lang in Wien. Sie gingen am Tage wenig aus, nur ein Paar Mal in die Bilder-Galerien, meistens saßen sie in dem großen Salon oder auf dem Balkon, an jedem Abend aber gingen sie in das Burgtheater. Und was dem Einen gefiel, sagte auch dem Anderen stets besonders zu; so schön, wie die Hamlet-Aufführung am ersten Abend wollte ihnen jedoch nichts wieder erscheinen.

Jean hatte seine große Freude daran, Lucie zu pflegen; entweder fand er, daß sie einen zugigen Platz hätte, oder daß die Sonne sie beschien, bald brachte er ihr ein kleines Tuch, bald hielt er ihr einen Schirm, bald suchte er einen Fächer für sie. Einmal kaufte er, denn sie waren weit vom Hotel entfernt, unterwegs ein Paar Strümpfe und Schuhe für sie, weil ein Regenguß sie überrascht hatte, und bestand darauf, die Füße im Wagen damit neu zu bekleiden.

„Ich habe Kinderstrümpfe gefordert,“ sagte er ganz stolz darüber, daß sie wirklich paßten; Lucie behauptete, ihr wäre kalt, wenn er es meinte, sie fühlte Hitze, wenn er den Fächer brachte und war wortlos vor Entzücken bei allen seinen kleinen Aufmerksamkeiten. Ihm war es ein wahres Herzensbedürfniß, für Jemand sorgen zu können; aß sie irgend eine Speise, die er bestellt hatte, nicht, war er ganz traurig; natürlich überwand sie darum ihre Antipathien, und lernte alle die von ihm gewählten Genüsse verzehren. Doch hatte Jean eine heimliche Angst bei seinem neuen Glück, die ihn nicht ganz froh werden ließ, das war

der Gedanke an seine Mutter, und der war es auch, der ihn so bald nach Hause trieb. Lucie ahnte nichts davon, sie dachte überhaupt, es gäbe kein Leben außerhalb seiner; sie hatte Bukarest, Canvala, die Tante, Alle vergessen. Aber auch nicht einmal bei der Heimreise dachte sie an dieselben; Jean hatte gesagt, er müßte auf sein Gut; in Orivesti wäre Alles für sie bereit; ob sie nun in Wien oder dort mit ihm war, machte ihr keinen schweren Gedanken; der einzige Unterschied schien ihr, daß sie, anstatt in's Theater zu gehen, Abends mit einander lesen würden. Sie hatten sich eine große Kiste Bücher dazu gemeinsam ausgesucht. „Ich bin noch eine kleine Wilde, Jean,“ hatte sie gesagt, „mir fehlen so viele Uranschauungen, daß Du mit mir viel Geduld haben mußt.“ Er hatte sie dann umschlungen und gesagt, sie wäre viel gescheiter als er, und vor allen Dingen sehr viel besser.

Die Heimreise wurde bis zur Grenze zu Schiff gemacht. Sie hatten eine Kajüte für sich, aber da es herrliches Wetter war, saßen sie die meiste Zeit oben auf dem Verdeck. Sogar bis spät in die Nacht hinein.

„Jean,“ sagte Lucie am ersten Abend, als sie Beide ganz verwundert in den großen, runden Mond schauten, „ich finde den Mond nicht so dumm, wie er immer in den französischen Journalen dargestellt wird. Mir ist alles Unbewegliche immer so sympathisch gewesen, darum auch er. Er ändert nie seine Physiognomie, wie die flimmernden Sterne, die belaubten Berge, die Flüsse, durch den Wechsel der Jahreszeiten, er ist, wenn er überhaupt da ist, immer mit dem guten, treuen Gesicht da. Denk Dir, ich schlief immer am ruhigsten, wenn ich ganz vom Mondlicht übergoßen war.“

„Weil Du überhaupt kein Licht zu scheuen brauchtest, sondern stets ein gutes Gewissen hattest!“

„O nein, nein,“ sagte die junge Frau ängstlich, ihr war, als berührte er ein sehr schmerzliches Thema, „wahrscheinlich nur weil ich nicht nervös bin.“

Jean lächelte: „Du nicht nervös?“ Doch dann setzte er ihr erst eine kleine Bank unter die Füße und holte ihr einen Bisquit und ein Glas Wein: „Du siehst so bleich aus,“ sagte er, um seine Fürsorge zu motiviren.

„Du auch, es ist der Mond! Ob wir wohl auf den Mond kommen, wenn wir einmal todt sind?“

„Ich würde die Sonne vorziehen, denn ich friere so leicht.“

„Aber wenn ich auf dem Monde wäre?“ fragte sie scherzend.

„Dann hätte ich allerdings keine Wahl.“

„Glaubst Du, daß die Welt mit der Zeit besser wird, Jean,“ fragte sie nach einer Weile.

Jean fand es reizend sich im Mondschein mit der kleinen, schwarzzüngigen Frau, die jedes Wort von ihm für eine Offenbarung hielt, aber doch ihre eigenen, originellen Ansichten hatte, zu unterhalten. Ob er die Welt für besserungsfähig hielt? Natürlich, aber sie konnte nur besser werden, wenn jeder ihrer Bewohner mit größtem Eifer die besten seiner Fähigkeiten vervollkommnete.

„Das ist wohl schwer! Was müßten wir zum Beispiel an uns ausbilden?“

Er wandte sich ihr zu und flüsterte ihr zärtlich zu: „Die Liebe! Denn das ist die höchste unserer Fähigkeiten!“ Lucie nahm das aber nicht scherzhaft auf, sondern erwiderte ernst: „Die ließe sich gewiß noch sehr

vervollkommenen, besonders die Meine, ich müßte Dich selbstloser lieben.“

„O nein, das verbitte ich mir, ich möchte höchst selbstsüchtig von Dir geliebt werden!“

Lucie nahm seine schmale, lange Hand und streichelte sie unter dem Vorwand den Ring, den er an der linken Hand trug, zu befehen.

„Wer hat Dir den Ring geschenkt?“

„Die Mutter; wie ich als Arzt aus Paris wieder kam; jedes Mal, wenn ich bei ihr bin, sieht sie nach, ob ich ihn auch trage; drum lege ich ihn nie mehr ab.“

„Hat sie eine Ahnung, wozu Du fortgereist bist?“

„Nein,“ sagte er mit beklommener Stimme und zog die Brauen zusammen.

„Wirßt Du mich ihr vorstellen?“ fragte Lucie leise.

„Ich glaube nicht, sie will seit Jahren keine fremden Gesichter sehen! Lucie, es ist etwas Entsetzliches, seine Mutter in diesem Zustande zu erblicken!“

Sie streichelte ihm sachte die Hand, und er fuhr fort:

„Sie hat dabei so wunderbar schöne Augen, zu Zeiten ganz gesunde. Sie war überhaupt eine seltene Frau, an Energie und Güte; mich liebte sie mehr als Alles, und ich habe es nie begriffen, daß eine so starke, gesunde Natur irrsinnig werden konnte!“

„Wie alt warst Du damals?“

„Fünfzehn Jahre alt.“

„Und wie brach es aus?“

„Ich war nicht dabei; sie soll Clavier gespielt haben, plötzlich aufgesprungen sein und gerufen: ‚ich kann es nicht mehr ertragen‘ und einen Schrank geöffnet haben, aus dem sie den ganzen Inhalt hinaus und in Stücke warf. Als

man sie fragte, wozu? erwiderte sie, der Geist des Fleisches wäre in den Gläsern, und sie müßte ihn zertrümmern.“

„Hat sie Deinen Vater sehr lieb gehabt?“

„Ich weiß es nicht. Sie haben nie zusammen gelebt, schon ehe ich geboren wurde, waren sie getrennt; geschieden nicht, aber sie sahen sich selten. Die Mutter lebte mit mir im Auslande, die meiste Zeit in Dresden; seit ihrer Krankheit aber, die gerade zu Hause ausbrach, ist sie nicht zu bewegen, ihre Wohnung auch nur zu verlassen.“

„Nicht wahr, Jean, wenn man ihr Leben überdenkt, begreift man nicht, warum solch ein armer Mensch in die Welt kam? Nur um sich zu quälen!“

„Vielleicht hat sie viel Gutes geschaffen, vielleicht war sie selbst einmal auch glücklich.“

„Das ist wahr,“ entgegnete Lucie, „wenn sie je eine Seligkeit genossen, wie ich durch Dich, so zahlt sie es gewiß gern mit dem Rest des Lebens!“

„Bist Du meiner denn schon überdrüssig?“

„O, Jean! Wie kannst Du scherzen! Aber ich muß Deine Mutter sehen, ich bin überzeugt, daß wir uns verstehen würden!“

„Du hast keine Ahnung, was eine Irresinnige ist! Die hohe Blüthe des Menschseins in ihr ist verkümmert; wenig der idealen Vorstellungen, die für uns das Wahrste am Leben ausmachen, sind ihr geblieben. Sie begreift Vieles, aber sie begreift es nicht mehr in Bezug auf irgend eine Weltanschauung. Sie wünschte stets, daß ich mich verheirathete, aber sie würde in meiner Frau möglicherweise eine Feindin sehen! Nein, ich glaube nicht, daß es gut wäre, Euch zusammen zu bringen.“

„Wie Du willst, Jean, blos es ist traurig, daß ich mich dem Hauptinteresse Deines Lebens nicht einfügen kann!“

Er erwiderte nichts, und sie starrte auf die ruhige breite Wasserstraße, welche sie durchmaaßen. Rechts und links waren die Ufer gepflegt und angebaut; an Städten und Dörfern, Villen und Burgen zogen sie so schon stundenlang vorbei; wie viel Leid und Schmerz lag in Allem verborgen, wie viel Kampf und Noth brachte jede Stunde, wie viel Mißklänge trugen die harmonisch weiterrauschenden Fluthen von West nach Ost! Sie aber sah und hörte es nur wie im Traum; gedämpft durch das Plätschern der Wellen, gemildert durch den weißen Nebel des Mondlichtes drang Alles zu ihr, und so würde es immer bleiben, so lange das Glück sie im Arme hielt. Denn die Elemente dienen dem Glücklichen, sind nur feind Dem, welchem der Schmerz die Sinne geöffnet, den Blick geschärft.

Nie aber kann der Sterbliche ein Glück voll empfinden: traumhaft umnebelt es seinen Geist; klar und scharf, wie der Fels hervortritt, hinter dem die Sonne verschwindet, sieht er sich und sein Geschick erst, wenn der Schmerz ihn zerreißt.

XXX.

Jean hatte auf der ganzen Heimreise nicht den Muth, seiner Frau zu sagen, daß er sie nur bis auf das Gut begleiten könnte und dann weiter nach Bukarest reisen müßte. Er hoffte, sie würde ihn nach seinen Geschäften in der

Stadt fragen und begriff nicht, daß er am ersten Abend auf dem Schiff die Gelegenheit hatte vorübergehen lassen, ohne ihr mitzutheilen, daß die Rücksicht auf seine Mutter seine Weiterreise erforderte. Jedenfalls hatte er, damit Lucie nicht allein wäre, an Frau Livescu geschrieben und sie gebeten nach Grivesti zu kommen. Aber würde sie es thun, nachdem man so rücksichtslos zu ihr gehandelt?

Den letzten Reisetag legten Jean und Lucie, von Turnu Severin ab, mit Postpferden zurück. Die junge Frau war entzückt über das sommerliche Land, Jean ängstigte sich aber, das tolle Fahren könnte sie übermüden, denn sie litt augenscheinlich unter dem unebenen Weg. Außerdem quälte sich Jean mit der Sorge, es könnte auf dem Gut nicht Alles hergerichtet sein, und er brächte die kleine, zarte Frau in schwierige, ihr ungewohnte Verhältnisse. Lucie freute sich aber im Voraus auf Alles; die Kammerfrau allein schnitt hin und wieder ein bedenkliches Gesicht, wenn sie hörte, wie Jean seiner Frau die Einfachheit des neuen Heimes ausmalte.

Nach achtstündiger Fahrt sahen sie das Guts Haus endlich daliegen. Es war ein langes, nicht tiefes, einstöckiges Haus in der Ebene, vor dessen ganzer Front sich eine Veranda hinzog; in der Umgebung waren Wälder und unmittelbar an dasselbe schloß sich ein Garten mit üppigem Strauchwerk und einigen hohen Bäumen an. Der Intendant wartete vor der Thür. Jean hatte zu diesem Manne ein unbegrenztes Zutrauen, das die häßliche, mürrische Erscheinung nicht rechtfertigte, wohl aber das fertig eingerichtete Haus. Lucie hatte noch nie eine so kleine Wohnung gehabt, sie war strahlend vor Freude über dieselbe und so in Anspruch genommen, ihr Puppenhaus zu bewundern, daß sie

Jean's Emsilbigkeit nicht bemerkte. Der Hausherr hatte aber manche Sorgen, die er nicht äußern wollte: der Intendant hatte ihm große Rechnungen vorgelegt, der Koch erklärte, er bliebe nicht auf dem Lande, und Jean fühlte mit einem Mal, als wäre er der Aufgabe nicht gewachsen, die er übernommen. Dazu machte Lucie Pläne für den folgenden Tag; was würde sie sagen, wenn er ihr mittheilte, daß er frühestens in vierzehn Tagen zurück sein könnte? Und was sollte sie während der Zeit allein anfangen? Jean seufzte so schwer auf, daß seine Frau ihn plötzlich ganz verblüfft anstarrte. Es war nach Tisch, und sie saßen Beide auf der Veranda und sahen auf die immer dunkler werdenden Waldspitzen.

„Bist Du müde oder unglücklich?“ fragte sie.

„Nur müde!“ entgegnete er und ergriff ihre Hand, um sie an die Lippen zu führen. Dann gingen sie durch den Garten und bald zur Ruh.

Jean hatte sich vorgenommen, seiner Frau erst im Augenblick der Abreise zu sagen, daß er fort müßte. Schließlich, als er sie um 5 Uhr, wo er aufstand, so friedlich schlummern sah, schien es ihm weit rathsamer, er schriebe, in der Nacht wäre ein Bote gekommen, — denn der Draht ging schon bis zur nächsten Stadt, — und hätte ihm die Nachricht gebracht, daß die Mutter seiner bedürfte. Einen Augenblick zögerte er, er stellte sich ihren Schreck beim Erwachen vor, aber da es noch weit schwieriger sein würde, ihr betrübt Gesichtchen zu sehen, und er sie nicht mitnehmen konnte, hatte er keine Wahl. So schlich er davon, ließ den Zettel, den er ihr geschrieben, mit einigen Rosen, welche er thaufrisch im Garten gepflückt, an ihrem Bette, und fuhr der Stadt zu, die er erst am Abend des zweiten Tages er-

reichen konnte. Er war noch nicht aus dem Gutshof heraus, als Lucie, mit dem merkwürdigen Instinct der Frauen, aus dem Schlaf aufschreckte. Als sie ihres Mannes Lager leer sah, meinte sie, weit in den Tag hinein geschlafen zu haben, zumal die Sonne hell durch die vergitterten Fenster schien; dann erblickte sie die Rosen, den kleinen Brief und brach in heftiges Weinen aus. So etwas Verzweiflungsvolles, meinte sie, wäre ihr noch nie zugestoßen. Ihr Mann war fort, auf mehrere Wochen und sie hatte ihm nicht einmal einen Abschiedsfuß gegeben! Ihr war, als sollte ihr das Herz brechen, als sähe sie ihn nie wieder, und sie sehnte sich ja todt nach ihm! Sie grub den Kopf in ihr Kissen und weinte, bis die Thränen sie erleichtert hatten. Dann machte sie sich Vorwürfe wegen ihrer Unvernunft und Selbstsucht. Natürlich hatte die Mutter auch ein Recht an ihn, aber, — wenn ihm nur unterwegs kein Unglück zustieße! Bei dem Gedanken an diese Möglichkeit ging ihre Fassung wieder verloren, und sie fing von Neuem an zu schluchzen.

Unterdeß war es spät geworden; Lucie hörte ihre Kammerfrau im Nebenzimmer Vorbereitungen zu ihrer Toilette machen; ihr war es aber gar zu verlegen, das verweinte Gesicht zu zeigen. Und außerdem! Wozu sollte sie aufstehen? Das Haus war ihr ganz fremd wieder geworden, sie fühlte sich gar nicht mehr im Recht da zu sein, nun der Herr fort gefahren. Schließlich klingelte sie doch und fragte die eintretende Anna, wann die Nachricht an ihren Mann gekommen wäre? Die Kammerfrau ging hinaus, um sich zu erkundigen. Keiner wußte von irgend einer Nachricht, lautete der Bescheid. Lucie dachte trotzdem auch nicht im Entferntesten an die Möglichkeit, daß Jean einen Vorwand genommen hätte, ebenso wenig wie sie die Art und

Weise seiner Abreise getadelt. Nein, da er es gethan hatte, war es richtig so, und sie war nur unvernünftig, daß es ihr gar zu schwer wurde, auch nur eine Stunde ohne ihn zu leben.

Anna war sehr lärmig heute bei der Toilette, Lucie sah sie verwundert an und fragte schließlich, ob ihr etwas fehlte?

Sie sagte: ja, sie könnte nicht da bleiben, ihr Mann wäre in Bukarest bei der Post angestellt, und sie hätte nicht gewußt, daß ihre Dame sich auf's Land verheirathete, sonst wäre sie gar nicht mitgekommen. Lucie fühlte eine merkwürdige Scheu über sich kommen; ihr war, als hätten ihre Leute sich gegen sie verschworen, zumal als ihr eine Stunde später der Intendant meldete, der Koch und ein Hausknecht wollten durchaus fort. Lucie war ganz rathlos und erwiderte, ehe der Herr zurückkäme, könnte nichts in der Wirthschaft geändert werden. Sie fühlte sich dabei sehr unbehaglich, und es wurde ihr schließlich eine förmliche Schwierigkeit, auch nur am Gesindehaus vorbei in den Garten zu gehen, da ihr Mißtrauen erwacht, sie, ihre Erscheinung wäre es, welche die Leute verschreckte. Darum saß sie die meiste Zeit des Tages in Jean's Zimmer. Aber es hatte noch keine Spuren des Herren in sich, sonst wären ihr die Stunden nicht so lang geworden. Mehrere Male am Tage schrieb sie ihm, aber nur wenig davon wagte sie ihm zu schicken.

Wie die gezählten Tage und Stunden langsam verrannen! Erst dreimal war die Sonne aufgegangen, seitdem sie allein in ihrem neuen Heim! Es war ein warmer Nachmittag und Lucie träumte von ihrem jungen Glück. Wenn sie so unter den Akazienbäumen allein ein paar Stunden

gefessen mit der bunten Stickerei in der Hand, dann kam die ganze süße Erinnerung an den geliebten Mann über sie, dann war ihr fast, als müßte er neben ihr sitzen, so deutlich fühlte sie ihn um sich. Sie wurde durch eilige Schritte aus der Träumerei geweckt, und wie sie sich umschaute mit dem Herzklopfen, er wäre vielleicht zurückgekehrt, sah sie ihre Tante Marie auf sich zukommen.

Das natürliche Gefühl war, ihr entgegen zu eilen und dem folgte Lucie, wenn sie auch glaubte, sie wäre nun plötzlich aus einem Feenland in die grause Wirklichkeit zurückversetzt.

„Siehst Du, nun hast Du Dich doch wieder verheirathet!“ war Marie Livescu's erstes Wort. Lucie lächelte, aber ihr wurde so elend zu Muth, als wäre Alles nur ein Traum gewesen.

Da saß die Tante wieder neben ihr, sprach vom Wiederverheirathen, sah sich prüfend um und sagte schließlich: „Hätte Jean mich nicht so dringend gebeten, wäre ich nicht hergekommen, denn eigentlich bin ich Dir bitterböse wegen der ganzen Heimlichkeit dieser Verheirathung.“

Lucie schwieg. Also Jean hatte ihr die Tante geschickt, da bliebe er am Ende noch lange fort!

„Wie geht es Jean's Mutter?“

„Ich denke so wie immer,“ meinte Marie.

Lucie hatte unterdeß den Weg zum Hause eingeschlagen, denn die Tante war zu Wagen von Craiova gekommen und brauchte Erholung und Erfrischung.

„Es ist alles sehr einfach bei uns,“ sagte Lucie entschuldigend.

„Lange werdet Ihr wohl nicht auf dem Lande bleiben!“ entgegnete die Tante.

„Ich denke doch.“

„Aber Deines Mannes Stellung und seine Praxis?“

Lucie erschraf. Daran hatte sie nicht gedacht, Jean hatte noch andere Interessen! Ihr wurde immer unglücklicher zu Muth.

„Und wie hat sich die Sache mit Canvala erledigt?“ fragte Marie weiter.

„Welche Sache!“

„Hat er Dir die Vollmacht herausgegeben?“

Lucie verneinte es; brach aber das Gespräch mit der Bemerkung ab, Jean würde Alles jetzt in Ordnung bringen. Ihr wurde schwindlich vor all der Prosa und bange, ach so bange, Canvala könnte ihrem Manne etwas anthun.

Jetzt war aber die Tante da, und Lucie mußte sich vor ihr zusammenehmen. Ihr gegenüber war sie aber wieder zu dem einsilbigen Kinde zusammengeschrumpft, das sie meistens gewesen, zumal die Tante die ganze Hauswirthschaft für sie regelte, ohne nach ihren Wünschen zu fragen. Wie die Tage vergingen, schwand Lucie förmlich dahin. Sie konnte ohne ihren Mann nicht mehr leben, ohne ihn war sie innerlich und äußerlich verloren.

Das sagte sie ihm auch, als er endlich kam.

Er war vierzehn Tage geblieben, hatte aber nichts ausgerichtet, weder der Mutter mitgetheilt, daß er verheirathet wäre, noch verhtndert, daß Canvala Lucie's Palast vermietthete. Auch nicht zur Rückgabe der Vollmacht hatte Jener sich verstehen wollen.

Da er sich durch einen Banquier wieder Geld verschafft, und eine Hypothek auf sein Gut zur Deckung der Schulden aufgenommen, beunruhigte es ihn nicht sehr, denn im Herbst würde er gerichtlich gegen Canvala vorgehen und

nach einigen Jahren Alles durch die Revenüen von Lucie's Vermögen ausgleichen können. Aber es war doch eine augenblickliche Peinlichkeit, zumal er in Bukarest sich von Neuem mit seiner Frau einrichten müßte; außerdem war es ihm höchst unangenehm zu den Gerichten Zuflucht zu nehmen wegen Lucie's Vermögen.

Aber auch keine Silbe davon erwähnte er zu Lucie; er erzählte ihr nur, daß er seine Stelle am Kinderhospital aufgegeben hätte, um so lange wie es ihr gefiele in Grivesti zu bleiben; nur einmal im nächsten Monat müßte er noch nach der Mutter sehen. Lucie bat ihn, sie dann mit zunehmen, denn sie könnte sich nicht von ihm trennen und hing sich mit leidenschaftlichem Schluchzen an seinen Arm. Selbst die Tante störte sie jetzt nicht, wenn sie hin und wieder eine profaische Bemerkung machte, und das war gut, denn da Jean sie einmal eingeladen, dachte sie nicht daran, fortzugehen, zumal ihre Mittel ihr nicht erlaubten, so zu leben, wie sie es in den letzten Jahren gewohnt. Sie trennte sich aber ungern von irgend einem Luxus. Außerdem meinte sie, Lucie bedürfte ihrer, und bis zum Winter, den sie bei einer Freundin in Paris zuzubringen gedachte, fühlte sie sich recht wohl in Grivesti.

Der Sommer verging den jungen Ehegatten wie im Traum. Sie waren Beide glücklich in ihrer stillen Art. Selten äußerte Lucie ihr Entzücken anders, als daß sie mit strahlenden Augen zu ihrem Manne aufschaute oder sich ein leises wenig inniger an ihn anschmiegte, wenn sie neben einander saßen und in dasselbe Buch sahen. Auch Jean sprach mehr mit den Augen als mit Worten. Es war eine so vollkommene Zufriedenheit in ihn eingezogen, daß er wie in einem Halbschlaf dahinlebte.

Alles schien ihm gut, Alles friedlich; Lucie und er verstanden sich, ohne den Mund zu öffnen, sie hatten genau denselben Geschmack, Alles beurtheilten sie gleich, und die große Feinheit seiner Seele ergriündete die ihre wie selbstverständlich. Sie lebten wie in einer anderen Welt, Alles war unreal, kein Mißklang erweckte sie aus dem Feenlande; leidenschaftslos war all ihr Denken und Empfinden, daher immer gleichmäßig, immer wohlthuend. Sie schienen wirklich für einander geschaffen, diese beiden Naturen, die jedem Kampfe scheu aus dem Wege gingen und endlose Schätze von Innerlichkeit entfalteten, wenn Ruhe und Sympathie sie umgaben. Beide hatten wohl früher unbestimmte Vorstellungen von Glück und Ehe gehabt, von solch einem Aufgehen in einander aber nie geträumt.

Und doch! Als der Herbst jetzt kam, der die Tante zur Abreise bewog, schauerte Lucie oft zusammen, wenn die Maisblätter so unheimlich raschelten, indem sie an den eigenen Stamm mit den langen, schmalen Blättern schlügen; es war ein trüber Ton, und er durchfuhr sie wie eine bange Vorahnung. Dann klagte sie manchmal leise ihrem Manne ihre Bangigkeit, sagte ihm, es könnte nicht immer so herrlich bleiben, es wäre zu viel Glück. Er schalt sie nervös, aber erfüllte ihre stumme Bitte und verließ sie nicht. Auch ihm graute vor all den kleinen und großen Kämpfen, vor all der Unbequemlichkeit, die ihn in der Stadt erwartete. Lucie wäre am liebsten auch den Winter auf dem Lande geblieben. Jean bekümmerte sich dort um Alles, er machte sich zu thun; er ließ sogar für seine Frau die Kleiderproben aus Paris kommen und bestimmte die Farben ihrer Toiletten. Denn Lucie ließ sich jetzt auch gern elegant kleiden, sie fühlte nicht mehr, daß sie eine Verwachsene wäre, sie

wußte, er gewänne ihr in jeder neuen Hülle einen neuen Reiz ab. In weiß meinte er, das Schwarz ihrer Haare trete besonders schön hervor, in blau, die Weiße ihrer Haut, in roth bekamen ihre Augen einen besonderen Glanz; ein schwarzes Kleid erinnerte ihn an den Sommerabend, wo er sie zuerst als Wittve gesprochen. Sie hatten sich einmal gestanden, daß sie sich unbewußt geliebt seit dem Tage, an dem sie sich zuerst gesehen, aber mit keinem weiteren Wort berührten sie die Vergangenheit.

Doch die Zeit verrann. Es war November, als eine Erkrankung der Mutter Jean zwang sich endlich in die Stadt zu begeben; auch war das Gutshaus im strengen Frost nicht zu erheizen. Lucie nahm an, da Jean ihr nicht mitgetheilt, daß Canvala ihr Haus vermietet hatte, er würde jetzt mit ihr in dem Verilianuschen Palais wohnen. Manchmal war ihr sogar Angst vor der ersten Peinlichkeit des Ankommens. Darum war sie angenehm überrascht, als Jean ihr am letzten Reisetage sagte, er hätte im Hotel Zimmer bestellt. Sie fand das so rücksichtsvoll, wie er immer war und fragte nur im welchem Gasthaus? „Im moldauischen Hof auf der Hauptstraße,“ entgegnete er. Sie war oft an dem Hause vorbeigefahren, und es hatte ihr immer gefallen.

XXXI.

Demeter Canvala hatte die Nachricht von Lucie's Verheirathung, welche Anfang Juni die Stadt wie ein Lauffeuer durchheilte, merkwürdig gleichgültig hingenommen. Fräu-

lein Natal's Verrath entlockte ihm ein wieherndes Gelächter; im Uebrigen stieg sie dadurch noch in seiner Achtung, und er freute sich auf ihr erstes Zusammentreffen. Sie hatte an Reiz und Piquanterie für ihn gewonnen, da sie sich von ihm emancipiren konnte. Keine Weiber waren ihm so unangenehm wie die, welche sich, so zu sagen, an seine Rockschöße hingen. Er beeilte sich nur mit dem Generalconsulat den Contract abzuschließen, nach welchem er demselben den Verilianu'schen Palast möblirt auf drei Jahre vermietthete. Die Miethelohn für das erste Jahr wurde ihm vorausbezahlt, und da die Summe bedeutend genug war, ging er mit ihr in's Ausland. Als er im Herbst zurückkehrte, hatte er sich vorher in Paris die Coupons von Lucie's Papiere vorausgeben lassen auf zwei Jahre und sie mit einigem Verlust bei einem Banquier eingelöst. Nun war er bereit, Lucien die Vollmacht zurückzustellen, um einen Proceß zu vermeiden.

Vor einem Jahr hatte er noch gedacht, er würde es auf keinen Fall thun, jetzt zog er nur mit den Schultern und sagte sich: meinethalben. Ihm schienen die Dinge immer ehe sie wirklich eintrafen, so wichtig, nachher waren sie ihm ziemlich gleichgültig.

Als er von Lucie's Ankunft in Bukarest hörte, schwankte er einen Augenblick, ob er den Beleidigten spielen, oder ihr sogleich als zärtlicher Verwandter seinen Besuch machen sollte. Daß sie keinen Proceß gegen ihn anstrengen würde, wußte er, aber sie konnte noch zu Manchem nützlich sein; vielleicht wurde er der Verwalter des Krankenhauses Vermögens, und Murfu war ein schönes Gut!

So geschah es, daß Lucie am Tage nach ihrer Ankunft in der Stadt, als Jean sie eben verlassen hatte, um zu seiner Mutter zu eilen, die Karte von Demeter Canvala

bekam. Lucie war rathlos, sie wußte nicht, was Jean an ihrer Stelle thun würde, sie fühlte sich theilweis beschämt durch Canvala, der ihre ganze, feindselige Handlungsweise zu vergeben schien, — aber sie ängstigte sich auch vor ihm. Vielleicht führte er irgend etwas gegen Jean im Schilde! Jedenfalls wagte sie nicht ihn abzuweisen und ließ ihn darum bitten, etwas im Nebenzimmer zu verweilen, bis sie ihre Toilette, bei der er sie unterbrochen hatte, beendet. Aus einer Art Feigheit ließ sie sich ein schwarzes Kleid anziehen; sie wollte ihm ihr neues Glück nicht gar zu sichtlich vor Augen führen.

Als sie eintrat, stand Canvala, der dicht am Fenster Platz genommen und bisher auf die Straße geschaut hatte, auf. Er streckte ihr beide Hände entgegen, und wie er sie mit dem Blick fixirte, machte er es möglich, daß ihm Thränen in die Augen traten: „Es ist die Freude, Sie endlich wieder zu sehen!“ sagte er, als müßte er sich entschuldigen und zog dann eine Hand zurück, um die Thränen fortzustreichen.

Lucie war in peinlicher Verlegenheit; sie wußte, daß seine Bewegtheit gespielt, aber gegen ihre eigene Ueberzeugung bemeisterte sie eine Art Rührung: sie hatte ihn lange nicht gesehen und doch einmal sehr lieb gehabt.

„Ich freue mich auch sehr, Sie so wohl zu sehen,“ erwiderte sie.

„Eigentlich bin ich in einer Geschäftssache gekommen, zu einem Besuche wäre es zu früh,“ fuhr Canvala fort. „Sie hatten einmal das große Vertrauen in mich gesetzt, die Verwaltung Ihres Vermögens in meine Hände zu legen. Da ich das Recht für Sie zu sorgen verloren habe, bringe ich Ihnen die Vollmacht zurück.“ Lucie war so verlegen,

daß sie ihn am Liebsten gebeten hätte, er möchte noch weiter für sie sorgen, aber sie schwieg. Dann fragte sie nach seiner Reise, seiner Gesundheit, nach sonstigen Neuigkeiten. Canvala schloß aber bald eine Sitzung vor und zog sich zurück. Lucie fühlte sich nach seinem Fortgehen höchst unzufrieden, mit sich, mit ihm, mit der ganzen Stadt. Ihr schien, als wäre der Traum beendet, als träte jetzt das alte Leben wieder an sie heran; dabei hatte ihr Glück sie unfähig gemacht, das noch einmal zu ertragen. Nein, in eine ältere Form zurückkehren kann der nicht, dem eine höhere einmal erschlossen wurde! Dabei rasste das Leben unter ihren Fenstern geräuschvoll vorbei, die ganze nervöse Angstlichkeit ihrer Kinderjahre überkam sie.

Als Jean zurückkehrte, fand er sie weinend in der Sofaecke sitzen. Er kniete vor ihr nieder und beschwor sie, nicht unglücklich zu sein. Sie erwiderte, sie möchte aus dem Lärm fort, in ihr stilles, altes Haus, dann erzählte sie ihm von Canvala's Besuch.

Jean war zu niedergedrückt, um jetzt den Muth zu finden, Lucie mitzutheilen, sie müßte für die nächsten Jahre auf ihr Palais verzichten. Seine Mutter hatte einen Anfall von Tobsucht gehabt, weil die unvernünftige, ränkejüchtige Wärterin ihr mitgetheilt, Jean hätte sich mit einer Büchlerin verheirathet. Sie wollte ihn darum Anfangs gar nicht sehen; dann hatte sie ihn mit Vorwürfen überhäuft, so daß er zwei entsetzliche Stunden zugebracht, die er aber natürlich Lucien verheimlichen wollte.

Er ging ein Paar Mal im Zimmer auf und ab, — er fühlte sich immer wie verloren vor jeder geistigen Erregung, — dann trank er mehrere Gläser Wasser und setzte

sich wieder zu Lucie. Sie hatte ihre Thränen getrocknet: wenn er nur in der Nähe war, fühlte sie kein Weh mehr.

„Wäre es Dir sehr schwer, den Winter über hier wohnen zu bleiben?“ fragte Sean.

„Hier, im Hotel?“

„So dachte ich!“

Lucie sah sich hilflos um, dann meinte sie: „Wenn es sein muß, können wir hier bleiben, es erinnert sogar an Wien!“

Als sollte ihr diese Vorstellung erleichtert werden, trat gerade nach einem kurzen Klopfen Fräulein Natal ein. Es war mit einem förmlichen Freudenschrei, daß sie auf Lucie zuslog, Sean stand verlegen bei Seite, bis sie ihre Begrüßung beendet. Er sah, daß Fräulein Natal ein wenig stärker geworden, sonst aber unverändert schien, frisch und lustig. Ihren Hauptreiz, die drollig accentuirte Sprache hatte sie auch bewahrt. Sean betrachtete sie scheinbar gedankenlos, wie damals in Wien, aber ihre graziösen Linien prägten sich ihm merkwürdig scharf ein, so daß er sie im Laufe des Abends oft unwillkürlich vor Augen sah. Wie damals merkte Catherine, daß sie ihm gefiel und gab ihm mit einer besonderen Wärme die Hand. Sie hatte viel zu erzählen. Durch sie erfuhr Lucie das Schicksal ihres Palais, Sean, daß man hoffte, wie sie gehört, er würde seine ärztliche Stelle wieder übernehmen. Darüber strahlte Lucie förmlich vor Freude und vergaß ihr schweres Herz, da sie wußte, daß ihrem Manne eine Thätigkeit so lieb sein würde.

Und so verlief Lucie's erster Tag in der Stadt.

XXXII.

Canvalla hatte entschieden Recht, wenn er anfing, Catherine zu bewachen. Daß sie mit Lucie nach Wien gereist, hatte er ihr gern vergeben; er fand es natürlich, daß sie jeden Vortheil, auch den einer Vergnügungsreise, benutzte. Es war ihrer Natur entsprechend, sich jeder Abwechslung zu freuen. Jetzt wurde sie aber launisch, sagte ihm ein paar Mal, daß sie keine Zeit hätte, wenn er den Abend mit ihr zubringen wollte. Damals war sie reuig heimgekehrt, hatte ihm Alles, was er nur hören wollte, über Lucie mitgetheilt, jetzt entgegnete sie auf seine Fragen nach dem neuen Haushalt: er und seine einstige Schwiegertochter wären ihr gleichgültig, sie hätte Besseres im Kopf. Das hatte nun allerdings eine Verdoppelung seiner Anhänglichkeit zur nächsten Folge; schließlich meinte er aber, er müßte sie ein Bißchen einschüchtern und drohte ihr, wenn sie ihm trotzte, würde er sie stadtbekannt machen. Darauf antwortete sie nichts, zog aber in eine andere Wohnung, zu einer Lehrerfamilie, von wo sie nie Abends spät fort konnte, — wie sie ihm vorlog. Desto öfter war sie bei Lucie.

Was sie sich dabei dachte, daß sie Jean Grivescu eroberte, hätte sie vielleicht selbst nicht sagen können. Sie hatte sich besinnungslos in ihn verliebt, trotz all der guten Vorsätze, nur noch einen Mann, der sie heirathen würde, zu lieben. Dachte sie, es könnte ihr gelingen, ihn zu einer Scheidung zu bringen? Vielleicht hoffte sie das, jedenfalls liebte sie ihn. Er mußte einer Beden gefallen, in seiner steten

Gleichmäßigkeit, in der gedämpften Liebenswürdigkeit seines Seins, und er war durch und durch fein und vornehm.

Catherine Natal konnte nie öfters mit einem Manne zusammen kommen, ohne in irgend eine Art Liebelei mit ihm zu gerathen, diesmal war es aber Ernst. Die Beiden, die es am Nächsten betraf, merkten es jedoch nicht.

Einmal die Woche brachte Catherine regelmäßig den Abend bei Lucie zu. Jean hatte für sich und seine Frau vier Zimmer in dem Hotel gemiethet, und sie lebten dort wie im eigenen Hause. Nur der Lärm störte die junge Frau noch oft. Doch sie hatte kein Wort mehr darüber verloren, seitdem sie wußte, daß sie ihr eigenes Haus nicht mehr besaß, und ihr Mann nur mit großen Schwierigkeiten ihr eine Einrichtung hätte herrichten können. Wenn er so liebenswürdig im Gasthaus vorlieb nahm, wie sollte sie es nicht, sie, um derentwillen er so viel Unbequemes ertrug? Sie liebte ihn von Tag zu Tag abgöttischer und sah darum dem Sonnabend, an dem Catherine Natal kam, die ihren Mann so herzlich lachen machte, stets mit einem besonderen Vergnügen entgegen. Sie war in Lucie's Augen ein reines Kind, da sie Pfänderspiele, Kartenlegen und solche Dummheiten besonders gern hatte. Fast jeden Sonnabend legte Catherine für Jean die Karten; sie zankten sich dabei regelmäßig etwas, aber Abends, wenn sie fortgegangen, äußerte er meistens: „Die kleine Engländerin hat doch sehr viel Geist.“

Lucie hätte sehr gern gesehen, daß Alexander der oft gemeinsam die Abende mit ihr dort verbrachte, Fränlein Natal geheirathet hätten, sie sprach auch ihrem Manne davon, der erschrak aber förmlich bei dem Gedanken und meinte, sie paßten nicht zusammen.

Alexander hatte lange gesehen, wohin Catherine steuerte; manchmal, bei dem Vorurtheil, das er gegen Frauen hatte, glaubte er, es wäre aus reiner Bosheit gegen die Freundin, die ihr so viel Liebes erwiesen hatte, daß sie Jean's Herz erobern wollte. Alexander kannte den Freund zu gut, um nicht zu wissen, wie leicht eine gewissenlose Frau ihn beherrschen konnte. Die Blicke, die sie austauschten, entgingen ihm kein Mal, auch nicht die Absicht, mit der die Hände der Beiden sich scheinbar zufällig beim Kartenspiel berührten; er sah, daß sein Freund wie eine Maus in die Falle ging, und sah auch mit wie liebenswürdiger Blindheit die junge Frau über Catherine's Scherze und Spielereien lachte. Aber was sollte er machen? Durch seinen Kopf fuhr wohl der Gedanke, das Mädchen zu heirathen, damit er einmal der Frau, die er anbetete, sagen könnte: „das that ich für Dich!“ aber natürlich konnte solche romanhafte Idee keine Wurzel schlagen.

Manchmal dachte er auch daran, es Lucie zu sagen aber er schreckte instinctiv davor zurück, einen Angeber in ihren Augen zu spielen. So verging der Winter.

Lucie athmete erleichtert auf, als die Tage fühlbar länger zu werden begannen; bald würde die Zeit kommen, wo sie ihres Lebens wieder froh werden könnte, fern aus der lärmigen Stadt, in der sie keine Ruhe fand. Wenn sie mit ihrem Manne auch nur die Verwandten aufgesucht und möglichst wenig in Gesellschaften ging, war doch kaum ein Abend in der Woche, den sie mit ihm allein zubrachte.

Jean war zwar derselbe, o stets ganz derselbe, immer gütig, immer besorgt um sie, aber er hatte Sorgen, hatte Arbeit und Beides konnte sie nicht theilen.

Und je mehr sie sich in ihn einlebte, je mehr dämmerte

ein fast vergessenes Gefühl wieder in ihre Seele zurück: das Mißtrauen gegen sich selbst. Ihr Mann erschien ihr so überirdisch schön und edel, daß sie sich mit einer Art Bange neben ihm sah. Im ersten Liebesrausch hatte sie sich vergessen, und das wunderbare Glück, sein zu werden, hingenommen, ohne zu bedenken, daß sie ein Stiefkind der Natur und seiner in keiner Weise ebenbürtig wäre. Sie erinnerte sich an ihre Kindheit, wie liebeleer sie gewesen, wie die eigene Mutter sie verachtet hatte, sie dachte auch wieder an den schwarzäugigen Knaben, der ihr Mann hatte werden sollen, und der sich lieber getödtet, als daß er mit ihr gelebt, und sie fing schon an, sich über ihre blinde Vermessenheit zu wundern, mit der sie Jean's Hingabe angenommen. War sein verheirathetes Leben nicht eine Reihe von Opfern? Scheute er sich nicht am Ende blos sie der Mutter vorzustellen, weil sie eben anders gestaltet war als Andere? Litt er nicht darunter, wenn er sie inmitten Fremder sah, war es nicht reines Mitleid mit ihr, das ihn zu ihr gebracht? Er trug gewiß schwer an dem Gedanken, daß er nie Kinder haben würde, er, der kinderliebe Mann?

Die Antwort all der Fragen suchte sie scheu aus seinen Augen, aus seinen Mienen herauszulesen, und oft gab er ihr die volle Seelenruhe wieder. Sie wußte, daß er ein Mann war, für den nur die Innerlichkeit Werth hatte, sie fühlte, trotz all des Mißtrauens in sich selbst, oft die große seelische Uebereinstimmung zwischen ihnen, aber das Bewußtsein, nicht ein ganzer Mensch zu sein, brach immer von Neuem störend in ihr Glück. Und all diese Gedanken, die sie Niemandem äußern konnte, mehrten sich unaufhörlich in der heißen Atmosphäre ihres kleinen Kopfes, und oft, wenn sie mit Catherine scherzte, hätte sie lieber weinen mögen. Sie

schob es auf physisches Unbehagen, wenn Sean sie einmal mit Thränen in den Augen überraschte; sie meinte, das ungewohnt geräuschvolle Leben hätte sie nervös gemacht. Er schuldigte sich dann bitter an, daß er ihr nicht einmal ein behagliches Heim bereitet hätte.

Einmal sprach Sean mit Fräulein Natal über Lucie's Gesundheit; diese meinte, die junge Frau wäre immer sehr zart gewesen, auch als sie in größter Ruhe im Verilianuschen Palais gelebt; es wäre ja natürlich, daß sie sehr schwächlich, er dürfte sich darüber nicht beunruhigen. Dies Gespräch fand bei dem zweiten Besuche statt, den Sean Fräulein Natal in ihrer Wohnung machte. Catherine hatte sich nämlich durch einen Sprung aus dem Wagen den Knöchel verrenkt und mußte sich an Herrn Grivescu's ärztliche Hülfe wenden. Lucie hatte ihren Mann das erste Mal zur Freundin begleitet; als sie sich aber überzeugt, daß sie nichts nützen konnte, ließ sie ihn allein seinen ärztlichen Besuch machen und kam nur Nachmittags ein paar Stunden zu der Kranken, um ihr die Zeit zu vertreiben.

Sean besuchte die Leidende täglich, selbst als sie keinen Arzt mehr benötigte. Lucie dankte ihrem Mann für die Güte, mit der er sich der armen Catherine annahm. Er wurde im ersten Augenblicke roth, als sie es sagte, dann aber küßte er seiner Frau die Hand, meinte, es geschähe ihr zu Liebe und wäre ein sehr kleines Opfer.

Als Sean nachher in seinem eigenen Zimmer, im Hause der Mutter war, wo er täglich mehrere Stunden zubrachte und wo Catherine ihn schon besucht, wurde ihm sehr schwer zu Sinn. Er war in eine Lage gekommen, in der er sich selbst verachten mußte. Wie es geschehen, wußte er nicht einmal mehr zu sagen, aber es war geschehen, und er liebte

Catherine mit unbegreiflicher Leidenschaft. Jean war zu sehr Weltmann, um es an und für sich verächtlich zu finden, wenn ein verheiratheter Mann Liebesbeziehungen unterhält, aber in seinem Fall war etwas höchst Schwieriges in dem Umstande, daß die beiden Frauen sich kannten und Beide, nach seiner Meinung, jede Hochachtung verdienten. Zudem machte sich Catherine so furchtbare Vorwürfe über ihre Undankbarkeit zu Lucie, hatte ihm schon mehrere Male gesagt, sie würde ihre Liebe seiner Frau gestehen, um von dieser Heiligen absolvirt zu werden und zu sterben. Jean glaubte ihr Alles, hielt sie für die Keinste ihres Geschlechts und sich für einen Verbrecher.

Wie aber die Wochen vergingen, lebte er sich in seine neue Lage ein. Da das Leben scheinbar gerade so lebenswürdig zu ihm war wie vorher, da kein Blitz vom Himmel fuhr, kein Haus einstürzte, weil er zwei Frauen liebte, schien ihm, als wäre es Thorheit gewesen, sich darüber zu entsetzen. Schließlich meinte er eigentlich, Lucie trüge Schuld daran, das Leben hätte ihm das Böse aufgedrungen, er wäre es nicht, der Böses thäte; und damit beruhigte er sich. Ja, er würde sich so glücklich gefühlt haben wie noch nie, hätten nicht seine Geld-Schwierigkeiten immer größere Dimensionen angenommen. Da er keinen andern Ausweg sah, als sein Gut zu verkaufen, wandte er sich an Alexander um Rath.

In letzter Zeit hatte er den Freund geüffentlich vermieden, da er der Einzige war, vor dem er eine Art Scheu fühlte. Alexander war nun freilich mißtrauisch und scharfsichtig, aber hellsehend war er nicht, und als Jean ihm mittheilte, in einer wie schwierigen Lage er sich befände, machte er sich Vorwürfe, daß er ihm ganz andere Gedanken untergelegt hatte.

„Hast Du durch das Vermögen Deiner Frau keine Erleichterung?“ fragte Alexander.

„Du begreifst,“ entgegnete Jean, „daß ich ihr nicht zu nah treten will. Sie, d. h. Canvala, der ihr Vertrauen mißbrauchte, ist an meiner ganzen Lage Schuld. Wir haben noch keinen Para ihres Vermögens zu sehen bekommen. Canvala hat die Einkünfte auf Jahre voraus unterschlagen!“

„Warum sprichst Du nicht mit ihr; sie könnte Canvala zur Rechenschaft ziehen?“

„Mit ihrer zarten Art Alles aufzufassen, würde sie tödtlich beleidigt sein über das erste Wort, mit dem ich das andeutete! Nein, ich muß Grivesti verkaufen!“

„Das dulde ich nicht,“ sagte Alexander, „ich schaffe Dir Rath!“

Das hatte Jean auch erwartet. Durch diese kurze Besprechung fühlte er sich weniger verantwortlich für die Zukunft, als seinen Freund. Er ging getröstet von dannen.

Bei Capsa kaufte er eine Tüte gezuckerter Früchte für Fräulein Natal; für seine Frau, da es kurz vor Ostern war, ein Osterei.

XXXIII.

Alexander wußte sich keinen andern Rath, als mit Lucie zu sprechen. Sie schien ihm so ruhig einsichtsvoll, daß sie eine Geschäftsverhandlung vollkommen begreifen würde. Außerdem war es nöthig, ihre Ansicht über die Lage einzu-

holen, und vor Allem schien es eine unwiderstehliche Gelegenheit, vertraulich mit ihr zu reden, ihr alle Hingabe zu beweisen. Für ihn war es eine Festtagsfreude, sich mit ihr zu unterhalten. Seit anderthalb Jahren, seit dem ersten und einzigen Besuch, den er ihr im Verilianu'schen Palast gemacht, hatte Alexander sie nicht unter vier Augen gesprochen; damals war er ihr ein Fremder, jetzt hatte sie durch die Liebe zu ihrem Manne Interesse an seinem Freunde gewonnen. Was würde er ihr Alles bei dieser Gelegenheit sagen, wie sollte sie seine Bewunderung fühlen! So ging er eilig in das Hotel.

Es war in den letzten Tagen des April, Ostern fiel spät in diesem Jahre, in derselben Woche wie der Georgstag, was eine willkommene Einleitung zu Alexander's Unterhaltung gab. Lucie, die mit einem Journalheft in der Hand vor dem ausgebrannten Kamin gesessen hatte, als er etwas unvermuthet eingetreten war, sprach von ihrer Freude, bald auf's Land zurückzukehren. Da Alexander sonst nicht die Angewohnheit hatte, ihr im Laufe des Nachmittags Besuche zu machen, sondern meistens des Abends kam, dachte sie nach, was er für ein Anliegen haben könnte? Sie hoffte fast, er würde ihr seine Neigung zu Fräulein Natal eingestehen; sie hätte die Beiden wirklich gar zu gern mit einander verheirathet.

„Ich habe mir wieder aus eigener Initiative eine große Freiheit genommen,“ sagte er, „wie damals, als ich Sie mit meinem Besuch überraschte! Aber ich bin überzeugt, Sie werden mir verzeihen?“

Lucie erwiderte, sie verstünde solch eine Sprache gar nicht in seinem Munde, sie wäre sehr glücklich, wenn er ihr irgend etwas Wichtiges mitzutheilen hätte.

„Jean würde es mir vielleicht verargen, denn gerade er wünscht nicht, daß Sie mit diesen Dingen belästigt werden.“

Lucie wurde bleich; ihre ängstliche Natur erwachte, während er fortfuhr:

„Aber ich denke zu hoch von Ihnen, um Ihnen solche Schwierigkeiten zu verheimlichen.“

Sie schwieg; aber sie preßte ihre Finger aufeinander, und ihre Augen öffneten sich etwas weiter.

„Ihr Mann hat mir gestern gesagt, er sei in so großer Geldverlegenheit, daß er Grivesti verkaufen wollte.“

Die junge Frau athmete auf. „Geldverlegenheit“ das war ein Wort, mit dem sie keinen Sinn verband; aber sie erwiderte noch immer nichts.

„Ich habe nun gedacht, Sie könnten Hülfe schaffen.“

„Ich?“ fragte sie erstaunt.

„Sie gebieten, glaube ich, über große Schätze?“ fuhr er halb scherzend fort, um seine Indiskretion zu verschleiern.

„Ich glaube auch, daß ich reich bin,“ sagte sie, „aber seit Herrn Canvala's Verwaltung wird Alles in großer Unordnung sein, meinte mein Mann. Wollen Sie mir andeuten, was ich thun könnte? Wir müssen natürlich Jean's Gut retten, ohne daß er es weiß.“

„Sie haben keine Ahnung, worin Ihr Vermögen angelegt ist?“

„Nein, ich weiß nur, daß es Alles in Paris ist. Wenn ich größere Summen brauchte, schickte ich zu Herrn Canvala; es kam selten vor, denn er sorgte für Alles vorher.“

Alexander konnte kaum eine ungeduldige Bemerkung zurückhalten, Lucie's Augen, die ihn kindlich anschauten, verhinderten ihn aber. Er begriff nicht, daß Jemand so weltunerfahren sein könnte.

„Dabei braucht Jean das Geld! Am Georgstag ist ein Wechsel fällig!“

Jetzt fing Lucie an sich zu beunruhigen.

„Aber, Herr Lesbo,“ sagte sie, „da ist ja mein Palais! Könnte ich das nicht lieber verkaufen, als daß er sein Gut verliert?“

„Das geht nicht so schnell, ein Palais verkauft sich nicht wie ein Juwel! Aber vielleicht könnten wir eine Hypothek aufnehmen und irgend ein Jude zahlt uns schnell voraus. Mein Bruder ist Advokat, der kann uns das besorgen.“

Lucie hätte ihren Gast nun am Liebsten gleich fortgeschickt, damit er das erledigen sollte, Alexander wollte aber instinktiv irgend einen kleinen Vortheil aus der Gemeinsamkeit ziehen, in welche der Zufall ihn zu der schwarzüngigen Frau gebracht. Sie war ihm immer noch fremd geblieben, und er hätte so gern wissen mögen, was das traurige Lächeln um ihren Mund bedeutete.

„Wissen Sie, daß Jean ein ganz Anderer geworden, seitdem er verheirathet ist?“

Sie erröthete; er hatte allerdings ein Thema gewählt, dem sie nicht widerstehen konnte:

„Wie war er denn vorher?“

„Zurückhaltend, schweigsam, jetzt hat das Glück ihn außerordentlich mittheiljam gemacht. Ich glaube Glück verändert die Menschen mehr als Leid.“

„Das glaube ich nicht. Es mag aber von der Charakteranlage abhängen. Was ich tief fühle, wirkt stets schmerzhaft; so ist wahres Glück dem Leid nah verwandt; Beides macht weinen.“

„Das ist krankhaft!“ erwiderte Alexander etwas gereizt.

„Dann bin ich durch und durch krankhaft. — Das

ist auch natürlich, denn Körper und Geist hängen nah zusammen.“

Alexander leugnete das auf das Entschiedenste, Lucie erwiderte nichts, da diese Wendung ein wenig zu persönlich war, sie meinte nur, daß die moderne Psychologie ihr Recht gäbe.

Darauf trat eine Pause im Gespräch ein, die Alexander zu sehr fühlte, um nicht nach seinem Hut zu greifen.

„Wann bringen Sie mir Bescheid?“ fragte Lucie wie erlöst, daß er sich nun der Angelegenheit, die ihr so wichtig geworden, widmen wollte. Er fühlte, was in dem Tone lag und sagte: „Vielleicht noch heute Abend; sonst morgen früh.“ Dann ging er die Treppe hinunter, als wäre ihm eine Kränkung widerfahren: „ich habe kein Glück bei ihr, mir nutzt auch die günstigste Gelegenheit nicht, ich bin ihr antipathisch und kann ihr nichts recht machen!“ dachte er.

Als Lucie allein geblieben war, ging sie unruhig im Zimmer auf und ab. Sie verstand jetzt die ganze Größe der Schwierigkeit, die ihren Mann bedrohte und war doppelt gerührt darüber, daß er alle Sorgen geheim hielt. Sie dagegen hätte ihm am Liebsten Alles gleich gesagt, um mit ihm zu berathschlagen. Doch ein weit schwererer Gedanke überkam sie: daß sie ihren geliebten Mann in diese Peinlichkeit gestürzt, daß er ihretwegen seit fast einem Jahre alle anderen Interessen vernachlässigt. Sie hatte alle seine Opfer angenommen, ohne sich ihrer bewußt zu werden! Doch sie tröstete sich damit, daß sie es wieder gut machen könnte: zum ersten Mal empfand sie es als ein Glück über Reichthümer zu verfügen. Aber sie mußte abwarten, was zu thun wäre, wenn sie auch gern augenblicklich den Anfang zu einem weniger passiven Leben gemacht hätte; denn

sie sah plötzlich ein, daß sie keine Art Selbstständigkeit errungen.

Wie ihre Ungeduld wuchs, rief sie mit kurzem Entschluß ihre Jungfer, ließ sich Hut und Umhang bringen und ging in die Straße hinab; sie hielt es im Zimmer nicht mehr aus. Sie war noch nie allein ausgegangen, und wie sie zuerst in die gerade vor ihrer Thür lebhafteste Straße trat, hätte sie am liebsten umkehren mögen; sie fühlte sich gar zu klein in der Menschenmasse. Aber sie wollte ja selbstständig werden, um Jean's Gut zu retten! So ging sie tapfer weiter, Niemand beachtete sie, und gelangte, immer den Pod hinab eilend, bis an die enge Straße, die der Metropole zuführte, und in der ihr Palast lag. Jean hatte aus einer Art stillschweigender Uebereinkunft mit ihr diese Stadtgegend bei ihren Spazierfahrten stets vermieden; jetzt zog die alte Bekanntschaft Lucie aber unwiderstehlich an. Sie ging durch die Straße, welche vom ersten Frühlingregen dumpf und schmutzig war, und sah bald die hohe Mauer vor sich, das Gitterthor und die lange Reihe der Fenster mit den grünen Jalousien. Anfangs betrachtete sie all das neugierig, als habe sie es noch nie gesehen, wunderte sich, wie stolz und ruhig das große Gebäude dalag, wie das Gras schon hoch zwischen den Steinen des Hofes stand, und zählte wie mechanisch die Fenster der Front; neunundzwanzig waren es. Plötzlich aber fesselte sie ein Lehnstuhl, der auf dem großen Balkon vor dem Saale stand. Das war der dunkelblaue Stuhl mit der hohen Rücklehne, in dem die Mutter meist gesessen! Wenn es regnen sollte, und der Stuhl verdürbe! Es war eine förmliche Angst, die Lucien alle andern Gedanken forttrieb; sie wandte sich dem Pförtnerhause zu, um Befehl zu geben,

daß der Stuhl in's Haus gesetzt würde. Sie klopfte mit dem Stock des Sonnenschirms an das Fenster und rief: „Sasta,“ des Pförtners Frau. Ein kleines, ihr unbekanntes Mädchen steckte den Kopf heraus und zuckte auf Lucie's Anrede mit den Schultern; sie verstand kein Rumänisch. Lucie hatte eine zu scheue Natur, um sich nicht sogleich abzuwenden und den Rückweg einzuschlagen. Aber ihr schien, als wäre sie verwirrt. Oder war sie bisher irr gewesen, daß sie an nichts gedacht, sich um nichts gesorgt hatte? Wie eine Diebin war sie aus Haus und Hof gereift, wie auf einer Flucht nach Wien zu ihrem Mann geeilt, was hatte sie denn geglaubt, daß aus ihren Leuten werden sollte? Sie hatte doch Pflichten zu ihren Untergebenen gehabt. Wo waren alle ihre Diener, der ganze Hausstand, den sie von der Mutter übernommen? Nie war Lucie sich so unwürdig erschienen, sie fühlte, daß sie nicht im Stande war, den einfachsten Anforderungen des Lebens zu genügen, daß sie stets selbstjüchtig gehandelt.

In dieser Stimmung kam sie in ihre Wohnung zurück. Jean erwartete sie dort mit großer Sorge; sie war noch nie allein ausgefahren; was konnte sie dazu bewogen haben?

Lucie erzählte ihm, wo sie gewesen, aber nicht aus welcher Veranlassung, sie klammerte sich weinend an ihn und sagte: „Ich bin zu nichts gut in der Welt, das habe ich heute gefühlt, und ich möchte doch nicht sterben, denn ich kann mich nicht von Dir trennen, nie und nimmer!“

Ihre rührende Art ergriff ihn, er nahm sie weich in den Arm und sagte ihr, daß er nur noch durch sie lebte und daß die ganze Unirdischeit ihres Seins das Anbetungswürdige an ihr wäre. Auch über ihre sogenannte Pflichtvergessenheit beruhigte er sie. Bis zum Herbst mußte sie sich gedulden,

dann würde aber Alles in Ordnung kommen: Er hätte den Generalkonsul, welcher den Palast gemiethet, aufgesucht, ihm mitgetheilt, das Haus wäre ihm unter unwahren Vorstellungen abgetreten, die Besizerin wünschte es selbst zu bewohnen, kurz, er hätte ihm den ganzen Sachverhalt mitgetheilt, und der liebenswürdige Diplomat sich bereit erklärt, den Contract zu lösen. Auch für die Leute wäre besser gesorgt worden, als Lucie glaubte; den Intendanten hatte sich die Fürstin Kathinka kommen lassen, nachdem er vorher ein genaues Inventar aufgenommen, der Pförtner hätte einen Dienst bei Masu's gefunden, der Gärtner wäre in Verinesti wo der alte gestorben, u. s. f.

Lucie glaubte Alles, was er sagte, auch das, was er schnell erfand, um sie zu beruhigen. Sie sah ihn bewundernd an und meinte, er wäre wie der liebe Gott, so vorsehungsgleich für sie. Jean aber entgegnete, sie wäre sein guter Engel, sein Geschick, und ihm kamen aufrichtige Thränen dabei in die Augen.

XXXIV.

In der Nacht träumte Lucie so lebhaft von ihrer Mutter, daß sie sich ein Licht anzündete, um die krankhafte Vorstellung, Fürstin Kathinka wäre in ihrem Zimmer, zu bannen. Jean schlief fest und wachte nicht davon auf, trotzdem löschte Lucie bald wieder die Kerze, damit sein Schlaf durch die ungewohnte Helle nicht unruhig würde. Sie selbst konnte keine Ruhe finden; sie nahm sich vor in den nächsten Tagen

noch einmal an die Mutter zu schreiben, wie sie es nach ihrer Heirath gethan, in der vergeblichen Hoffnung eine freundliche Antwort zu erlangen.

In Lucie war ein großes Unbehagen erwacht, ein Gefühl von etwas unwiderbringlich Verlorenem, und zum ersten Mal freute sie sich über den Lärm der Straße, der nicht still stand. Ihr schien, als wäre das Leben doch noch ganz etwas Anderes, als sie geglaubt, als wären alle ihre Leiden und Freuden, so groß sie ihr dünkten, unwichtig, weil sie rein persönlich gewesen. Und doch, da Jean's Wohl und Wehe von ihr abhing, war sie ja nicht ohne allen Werth. Der geliebte Mann! Nun sie an ihn dachte, mußte sie weinen, und das Weinen erleichterte sie und brachte ihr schließlich den leisen Morgenschlummer.

In der Frühe ist immer Alles leichter; das Tageslicht giebt Ruhe.

Als Jean seinen Beschäftigungen nachging und Lucie allein im Hotel geblieben, wartete sie mit einer Art freudiger Spannung auf den Bescheid, den Alexander ihr bringen sollte. Er ließ auch nicht lange auf sich warten. Nichts sei leichter, als eine Hypothek auf ihr Palais aufzunehmen; er hätte mit einem Banquier gesprochen, sein Bruder würde die Sache bis zum Nachmittag in Ordnung gebracht haben. Um vier Uhr hoffte er ihr den Bescheid vom endgültigen Erfolg der Sache mitzutheilen.

Lucie strahlte über diese Aussicht und hatte große Mühe, ihrem Mann, als er zum Frühstück heimkam, ihre Freude zu verschweigen. Sie machte mit ihm eine Spazierfahrt auf die Chaussee. Als Jean in den Seitenweg nach Herestreu einbiegen ließ, erzählte ihm Lucie von einem Mai-Abend, an dem sie dort mit dem Wagen gehalten und seine und

Alexanders Stimme erkannt hätte. Sie setzte hinzu, wie bitter es ihr gewesen, daß er sie nicht bemerkt: „Nicht einmal meine schönen Rappen;“ meinte sie lächelnd, „die hat Canvala auch verkauft, als ich nach Wien entfloh!“

„Bedauerst Du den Verlust?“ fragte Jean, der die Antwort wußte.

„Ich habe etwas Besseres dort eingetauscht,“ entgegnete sie scherzend.

Vor vier Uhr war sie zurück und freute sich, daß Jean weiter fuhr, denn da sie so heldenhaft seit zwei Tagen ein Geheimniß vor ihm bewahrt, wollte sie ihm erst, wenn sie die benötigten zwanzigtausend Dukaten ihm einhändigte, erzählen, daß sie seine Schwierigkeiten gekannt.

Alexander ließ auf sich warten, es war schon gegen fünf Uhr, als er endlich anklopfte.

Ihm war wohl sehr schwer, das zu sagen, was er ihr mittheilen wollte, denn er stotterte fast, als er anfang:

„Wir sind von einer falschen Voraussetzung ausgegangen, Sie können nicht über ihren Besitz verfügen.“

„Wie?“ fragte sie erschrocken.

„Ihr ganzes Vermögen ist unveräußerlich!“

„Das verstehe ich nicht.“

„Es war eine Vorsicht des Fürsten, Ihres Vaters; er hat Ihnen Alles nur so bedingt vermacht.“

„Ich kann über das, was mir gehört, nicht bestimmen?“ fragte sie noch einmal.

Er bejahte.

„Wozu ist das?“

„Eine Vorsicht gegen ihren Gatten.“

„Das, was ich für meinen Besitz hielt, ist also nur ein Lehen! Und wer bekommt es, wenn ich sterbe?“

„Ihre Erben?“

„Wer sind meine Erben?“

„Ihre Mutter, Ihr Bruder.“

„Mein Gott, ich habe also nicht einmal das Recht, nach meinem Tode drüber zu bestimmen?“

„Nur wenn Sie ein Testament machten.“

„Und wenn ich es meinem Manne vermache, der darf dann verkaufen, was er will?“

„Natürlich, aber wir wollen nicht von einer so traurigen Zukunft reden!“

„Nein, wir wollen nicht davon reden;“ sagte sie bestimmt, „aber wo wohnt Ihr Herr Bruder, ich möchte selbst noch einmal mit ihm sprechen.“

„Sie trauen mir nicht?“ fragte er gekränkt.

„Doch, doch,“ fuhr sie fort, ohne den Einwurf weiter zu beachten, „vielleicht finden wir zusammen einen Ausweg. Wollen Sie so gut sein und sagen, daß man mir einen Wagen ruft?“

„Darf ich Sie begleiten?“

„Ich danke Ihnen, nein. Ich möchte lieber unter vier Augen mit Ihrem Bruder berathschlagen.“

Lucie stieg allein in den Wagen und Alexander gab dem Kutscher die Adresse seines Bruders.

Der Advokat war aber nicht zu Hause, und die junge Frau ließ umkehren und wollte sich zurückführen lassen, als ihr die Einsicht kam, sie thäte besser, bei ihrem Manne Rath zu holen. Sie konnte doch nichts ohne ihn ausführen. Es war ja kindisch, in einer so wichtigen Angelegenheit eine Ueberraschung zu planen, als ob es sich um eine Spielerei handelte. So ließ sie sich nach dem Hause ihrer Schwiegermutter fahren, denn Eile war nöthig, sie hatte

zwei Tage verloren und das rege, osterliche Leben auf der Straße hegte sie.

Das Haus lag in der stillen Straße Staunele, und lag so still da, daß Lucie sich einen Vorwurf machte, nicht draußen ausgestiegen, sondern in den Hof hineingefahren zu sein. Der Diener trat an den Wagen, küßte ihr ehrerbietig die Hand, denn er kannte sie und sagte: „Der Herr ist noch nicht gekommen.“

„Nicht wahr, er kommt aber jeden Nachmittag?“ fragte die junge Frau. Als der Diener es bejahte, stieg sie aus.

Sie war noch nie in dem Hause gewesen, und ein eigenthümlich wehes Gefühl überkam sie: Hier hatte er so lange Jahre gewohnt, Alles schien ihr geheiligt. Das erste seiner Zimmer hatte einen langen Divan an der Wand, an den andern hingen viele Waffen. Lucie nahm Platz, bis der Diener die Thür hinter ihr geschlossen, dann ging sie in das zweite Zimmer, das kleiner und behaglicher aussah. Die Wände waren mit Bildern behängt, große Bücher-schränke standen dort, auch ein Arbeitstisch, und die ganze Atmosphäre war voll Tabaksrauch, was Lucien sehr wohlich schien. Die Thür zum dritten Zimmer hatte keinen Schlüssel, so blieb die junge Frau am Arbeitstisch und suchte sich mit den Gegenständen, die ihren Mann so lange umgeben hatten, vertraut zu machen. Sie vergaß darüber ihre Angst und den Zweck ihres Kommens, nur die neue Sorge, sie könnte der Irren begegnen, erwachte in ihr. Schließlich bereute sie fast, hier eingetreten zu sein. Wenn es aber nun zu ihrem Glücke wäre? Wenn der Zufall es so gefügt, daß sie der Mutter ihres Mannes eine geliebte Tochter würde, von der die Kranke sich pflegen und lieben ließe? Ach, welcher schöner Lebensberuf für Jean's Frau! Und vielleicht würde die

heiße Liebe, welche sie für seine Mutter empfand, im Stande sein, die trübe Nacht ihres Irrsinns zu lichten? Was kann der Liebe unmöglich sein!

Lucie stützte ihren Kopf auf die linke Hand, während sie so sann und dachte, und merkte nicht, daß die Thür vom Corridor zum ersten Zimmer ganz leise geöffnet worden war. Als sie sich aber einmal zufällig umsah, schrak sie so zusammen, daß sie einen Schrei ausstieß; denn unbeweglich, mit untergeschlagenen Armen, aus großen, grauen Augen sie fixirend, stand eine lange, magere Frau in der Thür zwischen den beiden Zimmern.

Der Diener hatte die große Neugierde, daß die Frau des jungen Herrn da wäre, der Pflegerin mitgetheilt; die Irre hatte sie belauscht und sich schlafend gestellt, um aus ihrem Zimmer durch den Gang in den anderen Theil des Hauses zu kommen und die verhaßte Frau zu sehen.

Sie lachte auf, als Lucie aufschrie. „Du kennst mich nicht,“ sagte sie dann, „aber ich kenne Dich, Du bist auch leicht zu kennen, denn Du bist gezeichnet! Du hast Dich also zwischen uns gedrängt, mir mein Kind genommen! Du bist die Frau meines schönen Jungen, Du hast mich vergiften wollen, Du — —“

Lucie hörte nichts mehr, sie war vor Schreck auf das Bärenfell vor dem Schreibtisch hingesunken. Die Irre kniete neben einer Dhnmächtigen, der sie mit einer Stechnadel in die Hand stichelte, als die Wärterin, erschrocken über das plötzliche Verschwinden ihrer Pflegebefohlenen, in's Zimmer stürzte.

Die alte Frau ging befriedigt von dannen, sie glaubte ihre Schwiegertochter getödtet zu haben. Es dauerte lange, ehe die Frau des Dieners Lucie wieder in's Bewußtsein

rufen konnte. Als sie aber erwachte, wußte sie augenblicklich, wo sie war, auch was geschehen wäre, und erkundigte sich gefaßt, ob ihre arme Schwiegermutter sich auch nicht erschrocken hätte, daß sie ohnmächtig geworden; sie litte manchmal an solchen Anfällen. Dann bat sie um ein Glas Wasser. Im Uebrigen würde ihr Mann gleich kommen und brauche sie keine weitere Hülfe. Doch das weichherzige Dienstmädchen kam noch einmal zurück und sagte, beim Herrn wären Brausepulver; sie hätte oft gesehen, daß er sie aus dem linken Schubfach des Tisches herausholte. Lucie, um das Mädchen los zu werden, öffnete das unverschlossene Schubfach. Oben auf lag ein Brief von Fräulein Natal, sie erkannte ihn gleich an der Schrift und nahm ihn zugleich mit den Pulvern heraus. Dabei überkam sie ein Gefühl, das Einen in der Fremde überfällt, wenn ein Freund Einem plötzlich die Hand entgegenstreckt. Sie war fast getröstet und schon wunderbar gestärkt durch die Zeilen der Freundin, die sie noch ungelesen in der Hand hielt. Dann schüttete sie das Pulver in das Wasser und trank, zur Freude der Dienerin, ein wenig davon, bis ihr einfiel, es wäre weit besser, wenn sie nach Hause führe und ihren Mann dort erwartete. Sie hatte das Bedürfniß, sich etwas zu sammeln, ehe sie mit ihm sprach.

Als sie aus der Hausthür ging und in den Wagen stieg, kam ihr die Dienerin nachgelaufen und sagte, sie hätte diesen Brief auf des Herren Schreibtisch liegen gelassen. Lucie nickte ihr Dank zu; es war Fräulein Natal's kurzes Billet, das sie aus dem Schubfach genommen und nicht zurück gelegt hatte. Sie hatte überhaupt nicht mehr daran gedacht, sich nicht einmal gefragt, was Catherine ihrem Manne zu schreiben hätte? Jetzt

sagte sie sich, es müßte irgend eine Bestellung an den Arzt sein; sie entfaltete es ganz mechanisch, während der Wagen sie eilend bis an ihr Hotel führte. Sie hatte es schon zweimal durchgelesen, als er stillstand, und sie durch das plötzliche Anhalten der Bewegung zu einer ungeahnten Klarheit des Geistes aufgeschreckt wurde. Ihr erstes Gefühl war ein Entsetzen über ihre unbewußte Indiskretion; sie wollte das Billet zurücktragen, doch sie bedachte, daß sie dadurch nichts gut machte; sie hatte etwas gelesen, was alle Menschen auf der Welt eher hätten erfahren dürfen als sie. Weiter empfand sie noch nichts; sie ließ den Wagen bezahlen und stieg langsam die Treppe hinauf. Ihr schwindelte es nicht vor den Augen, sie sah genau, daß die grüne Pendeluhr 5 $\frac{1}{2}$ zeigte, als sie eintrat. Sie ließ sich von ihrer Zofe den Hut abnehmen, den Umhang aufknöpfen und setzte sich in einen Lehnstuhl. Aber der dreieckige Brief steckte noch in der Tasche des kleinen Mantels, und ihre Kammerfrau konnte lesen. Sie holte ihn sich und verbarg ihn in ihrem Kleide. Es war ein dunkelblaues Plüschkleid, und sie wischte mit der Hand ein Paar Mal über den weichen Stoff, um ihn dadurch von dem Staube der Straße zu befreien; dann saß sie still, mit gefalteten Händen da. Manchmal schloß sie die Augen und ihr war, als drückte sie dieselben mit den schweren Lidern tief in den Kopf hinein, so tief, daß sie sich nie mehr öffnen könnten. Aber sie öffneten sich immer wieder; auch das Herz klopfte ruhig weiter. Sie dachte nichts, träumte nichts, bis sie plötzlich von dem niedrigen Lehnstuhl — Jean hatte ihn ihr vor einer Woche geschenkt, weil sie so gern auf niedrigen Sesseln saß — aufstand, und ein nervöser Schauer sie überlief. In demselben Augenblicke öffnete sich die Thür, und Jean

trat ein. Zum ersten Mal in ihrem Leben sah sie ihn erzürnt.

„Lucie, wie hast Du mir das anthun können,“ stieß er hervor, „wie oft hatte ich Dich gebeten, meiner Mutter Haus nicht zu betreten! Du hattest es mir heilig versprochen!“

Er ging im Zimmer auf und ab. Sie meinte, er hätte das Fehlen des Briefes bemerkt, und war so benommen von ihrer Schuld, daß sie an die seine noch immer nicht dachte.

„Wie hast Du Dich und meine Mutter dem aussetzen können! Ich begreife Dich nicht!“

Jetzt verstand sie, um was es sich handelte und entgegnete leise:

„Es war ein unglücklicher Zufall!“

„Verzeih,“ sagte er, „ich hätte vor allen Dingen fragen sollen, wie es Dir geht?“

Er trat an sie heran und wandte sie dem Lichte zu. Sie war freideweiß und ihre Augen blickten verstört in die seinen, so daß es ihm ganz unheimlich wurde. Durch seine weiche Berührung, denn er hatte immer eine weiche Art mit ihr, löste sich aber der geistige Starrkrampf, der sie gebannt, sie brach in Thränen aus und legte sich wie hilfsbedürftig an seinen Arm.

„Ich bin ein Ungeheuer,“ sagte er, dadurch gerührt, „anstatt nur an Dich zu denken!“ Doch der Aerger brach wieder hervor: „Aber, Lucie, wie hast Du es nur thun können!“

Sie schwieg; sie horchte zwar gierig auf seine Worte, als könnte irgend etwas in ihnen ihr unerhofften Aufschluß geben, aber sie hörte nur heraus, daß er auch jetzt, wie

stets, Mitleid mit ihr fühlte, daß sie für ihn wie ein krankes Thier war, welches ein Zufall unter sein Dach geführt, und er darum beschützte! Doch sie durfte nicht daran denken, noch war sie nicht allein. Sie fuhr mit der Hand über die Stirn und sagte tonlos:

„Das Beste ist, wir reden nicht davon, sondern gehen jetzt zu Tisch.“

Anfangs schwiegen Beide, als sie sich gegenüber saßen; allmählig begann Lucie sich zu sammeln und erzählte:

„Jean, ich las vorhin, — nein, — Anna hat es mir gesagt,“ dabei fuhr sie mit der Hand über die Stirn, „daß hier nebenan neulich Nacht eingebrochen worden ist.“

„So?“ entgegnete er zerstreut, „es kommt aber selten hier vor.“

„Ich habe doch Angst; mir scheint das Hotel, d. h. unser Zimmer nicht sehr sicher.“

Er lächelte ihr zu.

„Ich möchte eigentlich den kleinen Revolver an meinem Bette haben,“ setzte sie hinzu.

„Er liegt ja auf meinem Tische, Lucie, ist Dir das keine Beruhigung?“

„Wenn er geladen wäre; aber das ist er wohl nicht?“

„Doch, er ist geladen, natürlich!“

„Wie viel Schüsse hat er?“

„Bereitest Du Dich gleich auf mehrere Diebe vor? Er hat sieben, sei ganz ruhig.“

Sie verzog den Mund, als wollte sie lächeln, die Muskeln gehorchten ihr aber nicht. Dabei wunderte sie sich, daß er nichts bemerkte, daß ihre Einförmigkeit ihn, der keine Ahnung haben konnte von dem, was in ihr vorging, nicht

beunruhigte. Also, wenn sie nie aufrichtig gewesen wäre, — er würde es nicht gefühlt haben?

„Ich bin heute Abend leider genöthigt, fortzugehen, — es ist 'medezinische Gesellschaft,“ sagte er schließlich. „Was kann ich Dir besorgen, damit Dir die Zeit nicht lang wird?“

Jean schien gar nicht verlegen, wie er die Lüge aussprach, Lucie aber wurde dunkelroth; ihr war, als hätte sie einen Schlag bekommen, der sie taumeln machte. Ihr Mann sah nicht von seinem Teller auf, sonst hätte es ihn erschrecken müssen.

„Ich danke Dir, nichts; ich habe an Tante Marie zu schreiben und gehe früh schlafen,“ antwortete Lucie. Sie hatte seit zwei Stunden gewußt, daß er fortgehen würde und wohin; aber jetzt begann die Wirklichkeit auf sie einzustürmen.

Als sie sich von der Tafel erhoben, kehrten sie in Lucie's Wohnzimmer zurück. Die junge Frau setzte sich in die eine Ecke des Sofas und rief ihren Mann neben sich.

Dann nahm sie seine Hand in ihre Hände und streichelte sie.

„Nicht wahr, Du hast noch etwas Zeit?“

„So viel Du willst.“

Sie fuhr fort, seine Hand zu liebkoosen, aber es geschah gedankenlos. Den Kopf hatte sie an die Rücklehne gedrückt und sah geradeaus, in's Blaue.

„Du hast mir verziehen,“ begann sie dann. „Nicht wahr, Eins weißt Du, ich habe Dich nie kränken wollen!“

„O, liebste Lucie, mach es mir nicht gar zu schwer, daß ich roh genug war, Dir meine Heftigkeit zu zeigen!“ Und er küßte ihre Hände. Sie schwieg.

„Komm, ich will Dir die Cigarette wickeln,“ sagte sie

plötzlich, als er sein Tabaketi herauzzog. „Wie damals, auf dem Schiff, wo ich es lernte! Nicht wahr, da war Alles gerade so wie jetzt; — ich sah es nur noch nicht!“

Jean hatte ihre letzten Worte nicht beachtet.

„Nun geh,“ stieß sie mit einem Mal hervor und ein harter Zug legte sich um ihren Mund.

„Ich gehe, damit ich früher wiederkomme,“ erwiderte er aufstehend.

Wie er nun aber die Thür erreichte, sprang seine Frau auf, als ob sie ihm nachsehen wollte; doch in der Mitte des Zimmers blieb sie stehen, und er verschwand mit einem: „Auf Wiedersehen!“

XV.

Nun war sie allein. Aber sie setzte sich auf den Sofa-Platz zurück, den sie vorher inne gehabt, und obgleich sie das Alleinsein ersehnt hatte, wußte sie jetzt plötzlich nicht, was sie thun sollte. Doch nach einigen Minuten der Stille fingen die verwirrten Gedanken an sich zu lösen, und Lucie war wieder sie selbst, klar und entschlossen. Als Alexander ihr gesagt, sie könnte bei ihren Lebzeiten nie über ihr Hab und Gut verfügen, war ihr der Gedanke durch den Kopf geblitzt, sich zu tödten, um ihren Mann aus allen Schwierigkeiten zu befreien; seit wann es aber fest in ihr stand, daß sie sterben müßte, wußte sie nicht mehr. Der Gedanke war aber unverdrängbar da und beherrschte sie derart, daß sie vorhin mit ihrem Mann geredet, als wäre sie schon

todt. Sie wußte wohl, daß sie den Mann wahnsinnig liebte und, ohne daß es ihr ein Opfer dünkte, starb, weil er nach ihrem Tode glücklicher sein würde, als mit ihr; aber sie wußte es, ohne es zu fühlen, ohne daß ihr Herz zitterte vor der heißen Liebe, die ihr ganzes Sein aufgesogen. Sie stand vom Sofa auf und setzte sich an ihren Schreibtisch; sie wollte ihrem Manne sagen, wie es Alles so hätte kommen müssen. Zuerst nahm sie aber ein großes Papier und schrieb ihr Testament auf.

„Das ist die Hauptsache,“ sagte sie dabei leise und schrieb der Sicherheit wegen zweimal genau dasselbe auf, daß sie ihrem Manne, Jean Grivescu ihr ganzes „mobiles und immobiles“ Vermögen vermachte; dazu das Datum, ihren vollen Namen, Lucie Grivescu, geborene Berilianu, — sie zögerte, ob etwa auch „verwitwete Canvala“ erforderlich wäre? Darauf schrieb sie die beiden Worte unter die Eine Abschrift, steckte jede in ein Couvert und adressirte die eine an ihren Mann, die Zweite an Alexander. Dann bedachte sie, ob es nicht sicherer wäre, wenn sie noch eine Abschrift machte, für das Gericht? In demselben Augenblick klopfte es an der Thür. Lucie wußte, daß sie unverschlössen war, nahm darum ihre beiden Briefe und entfloh in's Nebenzimmer. Von dort schickte sie durch ihre Jungfer dem Klopfenden den Bescheid, sie wäre nicht wohl genug, um Jemand zu sprechen. Ihr war diese Störung entsetzlich, ihr wurde plötzlich Angst, Jean könnte wiederkommen, ehe Alles vollbracht. Eine fieberhafte Hast bemächtigte sich ihrer.

Das Mädchen kam zurück: Herr Canvala wünsche sie nur einen Augenblick zu sehen; sie ließ erwidern, sie könne Niemand empfangen. Er trat aber ein und ging bis an

die Schlafzimmertür, durch die hindurch er Lucien mit höhnischer, vor Erregung heiserer Stimme zurief: „Ich wollte Dir nur den Rath geben, zu Deiner Freundin Natal zu fahren, Du wirst dort eine Ueberraschung finden!“

Dann ging Canvala lachend davon und er lachte, indem er die Treppe hinabstieg; aber er hätte Catherine erdrosseln mögen, denn er war zum ersten Mal im Leben eifersüchtig.

Lucie hatte die Worte gehört, als verstünde sie dieselben nicht: es focht sie nichts mehr an. Sie kehrte nicht an ihren Schreibtisch zurück, sondern blieb jetzt im Schlafzimmer, wo sie auch Papier und Tinte fand, zündete sich die Röhre an, ließ etwas Feuer im Ofen machen, denn ihr fröstelte, und die Fenster fest verhängen.

Dann schloß sie die Thür ab und schrieb:

„O Jean, ich muß sehr weit ausholen, wenn ich Dir erklären soll, wie es gekommen ist! Oft habe ich es mit Dir besprechen wollen; aber es war zu peinlich, mich an etwas zu rühren, was mich doch nie verlassen: das Gefühl meiner Mißgestalt! Wir Gezeichneten sind auch innerlich verschieden von Euch Anderen. Von Kindheit an habe ich es gewußt, zuerst rein instinktiv, später klar und deutlich, — o, ich hätte es sogar wissenschaftlich beweisen können, denn ich habe es studirt, — daß ich kein ganzer Mensch bin! Wie hätte ich Dir genügen können? Siehst Du, die Natur war grausam zu mir, als sie mir zu meiner Unvollkommenheit auch das Bewußtsein ihrer mitgab; hätte ich das nicht gehabt, würde ich jetzt vielleicht nicht sterben. Aber ich habe es; ich weiß, daß Du mit einer anderen Frau glücklicher werden wirst, als mit mir, daß Du nur Mitleid für mich empfunden. Ich aber liebe

„Dich. Fast ein ganzes Jahr bin ich glücklich durch Dich
„gewesen! Der Himmel segne Dich für Deine große Güte.
„Ich danke Dir am Besten, indem ich sterbe.“

Lucie weinte nicht, während sie ihrem Manne schrieb, sie war ganz ruhig. Nur als sie geschlossen und einen Augenblick still saß, überkam sie eine bange Sehnsucht nach ihm. „Ach, könnte ich ihn noch einmal sehen!“ stöhnte sie leise. Aber dann kam die kalte Einsicht über sie: Einmal mehr im Leben? Es würde doch einmal das letzte Mal sein müssen, besser, daß sie ihm nicht noch das Herz schwer machte!

Darauf kniete sie vor ihrem Bette nieder, küßte ihr kleines Marienbild und holte sich den Revolver von ihres Mannes Tisch. Die lange Schleppe ihres schweren Kleides blieb an einer Ecke des geschnitzten Bettes hängen, und wie sie sich so plötzlich angehalten fühlte, fiel ihr die Nacht nach dem Tode Grégoire's ein, wo ihr etwas Gleiches geschehen.

Wie schauerlich war ihr der Tod damals erschienen, wie hatte sie vor ihm gezittert! War es nicht Grégoire's Rache, daß sie den Tod lieben gelernt? Aber es war keine bittere Rache, nein, eine süße. Sie dachte auch an die Tante Marie, die damals gütig zu ihr gewesen, sie hätte es ihr gern vergolten, aber womit? — Es gehörte Alles ihrem eignen Manne. Wenn aber Jean etwas Aehnliches verspüren sollte wie das, was sie nach Grégoire's Tode gelitten? Das wäre entsetzlich! Das mußte sie ihm ersparen! Aber wie?

Lucie setzte sich wieder nieder, und wie sie in ihre Tasche griff, zog sie das kleine dreieckige Billet heraus. Den Inhalt hatte sie längst vergessen, ja den Brief selbst, so voll war sie von den Folgen desselben gewesen. Jetzt las sie noch einmal:

„Mein Liebling, ich bin in großer Sorge, komme heute Abend zu mir. Alle sagen, ich sehe verändert aus, auch Deine Frau. Ich muß fort von hier, wenn Keiner es merken soll; aber wie sollen wir uns trennen?“

Unterschrieben waren die Zeilen nicht.

Lucie warf das Billet auf die glimmenden Kohlen, in der blinden Angst, es könnte doch noch Jemand erfahren, daß sie es gelesen hätte; aber in der Bewegung lag kein Abscheu, kein Haß gegen sie, die glücklichere Frau. Dann nahm sie ihren eigenen, an Jean gerichteten Brief und verbrannte auch ihn, damit er nicht ahnen sollte, warum sie gestorben wäre. Besser, daß sie ihm keinen Anhaltspunkt gäbe, damit sein späteres Leben ohne Selbstvorwürfe bliebe. Nur ein „Verzeih mir und habe Dank für Deine Liebe“ kritzelte sie schnell auf das Papier, dann legte sie sich hin, öffnete ihr Kleid und suchte die Herzgegend herauszufühlen. Aber wieder mußte sie aufstehen: die Thür war verschlossen, und sie mußte offen sein, damit kein Lärm gemacht wurde, kein Schlosser geholt zu werden brauchte, wenn ihr Mann zurückkäme. Jetzt ist auch das geschehen! Dort pocht das Herz und ganz dicht daran preßt sie die kleine Revolver-Öffnung und drückt ab, einmal, zweimal, dreimal, dann schreit sie auf, der Revolver fällt aus ihrer Hand und geräuschvoll zu Boden, — sie hat nicht öfter feuern können.

O Gott! die Schmerzen! Sie rollt sich auf ihrem Bette hin und her und beißt in die Kissen, um nicht noch einmal zu schreien. Diese Qualen, diese Qualen! Und sie ist nicht todt, nicht einmal besinnungslos, nein, nein, sie hat ihren ganzen klaren Verstand, sie fühlt die entsetzlichsten Schmerzen.

„Ich kann's nicht ertragen!“ stöhnt sie laut, „ich kann nicht!“ Und da ist sie vom Bett herunter gefallen in dem Paroxysmus und liegt auf dem Teppich, dicht am Ofen. Ach, käme nur Hülfe! Aber jetzt kann sie nicht mehr schreien, auch wenn sie gewollt hätte, und plötzlich ist ihr, als könnte sie nicht mehr Luft holen, — nun kommt endlich der Tod, denkt sie.

Doch nein! Aber Jean ist da, obgleich sie nicht gehört hat, daß er eingetreten, und wie sieht er aus! Versteinert! Die Haare stehen ihm förmlich zu Berge.

„Du armer Mann!“ sagt Lucie's Hand, die krampfhaft die seine faßt, dann greift sie nach der Wunde und irr in die Luft.

Die Qualen sind bald gemindert, er hat ihr etwas in den Mund gegossen, jetzt kommt ein Schlummer, weil er ihr eine leichte, feuchte Hülle über das Gesicht gebreitet. Aber sie fühlt, daß Viele im Zimmer sind. Plötzlich ist die Hülle vom Gesicht entfernt, sie hat sie selbst abgerissen, — und der entsetzliche Schmerz beginnt wieder. Jean macht ihr, er schneidet an ihrer Wunde, und an der andern Seite ihres Bettes kniet Catherine! Natürlich, wen anders als ihre beste Freundin hat er holen lassen?

Doch es verschwimmt wieder Alles vor ihren Augen in dem künstlichen Schlummer.

Um vier Uhr Morgens war sie todt! Fast sieben Stunden lang hatte sie die furchtbarsten Schmerzen erduldet, die ihr nur wenig gemildert werden konnten, weil Jean immer noch hoffte, seine Kunst würde sie retten.

Lucie's Tod hat ihrem Gatten nicht das Glück, das sie für ihn erhofft, gebracht. Er lebt, als früh ergrauter Mann, einsam auf seinem Gute Grivesti; seine zweite Frau, Catherine, hat ihn längst verlassen. Seinem Freunde Alexander konnte er nie verzeihen, daß er, durch seine Mittheilung, Lucien, wie er meinte, in den Tod getrieben.

Jean's einziger Sohn, um dessentwillen er die zweite Ehe eingegangen, ist irrsinnig; erst seit dem Ausbruch der Krankheit zweifelt er nicht mehr daran, daß es sein Kind sei. Vater und Sohn leben zusammen. Mit ihnen stirbt einst ein altes Geschlecht mehr aus auf dieser alten Erde.



VERIFICAT
2007

Druck von  Leipzig.



Fluch der Liebe!

Novellen von **George Allan**.

Oktav. Elegant brosch. Mark 3.—.

Die Presse wie das Publikum hat die erste Arbeit von George Allan auf das wohlwollendste aufgenommen. Das Frankfurter Journal schreibt unter anderem: „Die künftigen Literaturhistoriker werden diesen Autor als einen der ersten Realisten auf deutschen Boden zu bezeichnen haben.“ Die Kunst- u. Musik-Zeitung sagt: „Es ist ein vornehmer und tief gebildeter Geist, der hier zu uns spricht; es sind Spiegelbilder des wirklichen Lebens in eleganten Rahmen und bei aller realistischen Kleinmalerei fein und dezent gehalten.“

Neue Rumänische Skizzen

von

Mite Kremnik.

Oktav. eleg. br. M. 3.— eleg. gebdn. M. 4.—.

Rumänische Märchen.

Uebersetzt von

Mite Kremnik.

Oktav. eleg. brosch. M. 5.—. eleg. gebdn. M. 6.—.

Aus Carmen Sylva's Königreich.

Pelesch-Märchen

von

Carmen Sylva,

(Königin Elisabeth von Rumänien).

Oktav. In zweifarbigen Druck, mit Illustrationen. Eleg. br. M. 5.—,
eleg. gebdn. M. 6.—.

Jehovah

von

Carmen Sylva

(Königin Elisabeth von Rumänien).

Zweite Auflage.

Oktav. Auf holländ. Büttenpapier mit Kopfleisten eleg. br. M. 2.50,
in Kalbleder geb. M. 5.—.

Demnächst erscheint aus dem Rumänischen überseht:

Dichtungen.

Deutsch von **Carmen Sylva**,

(Königin Elisabeth von Rumänien).

Zweite vermehrte Auflage. In Duodez

